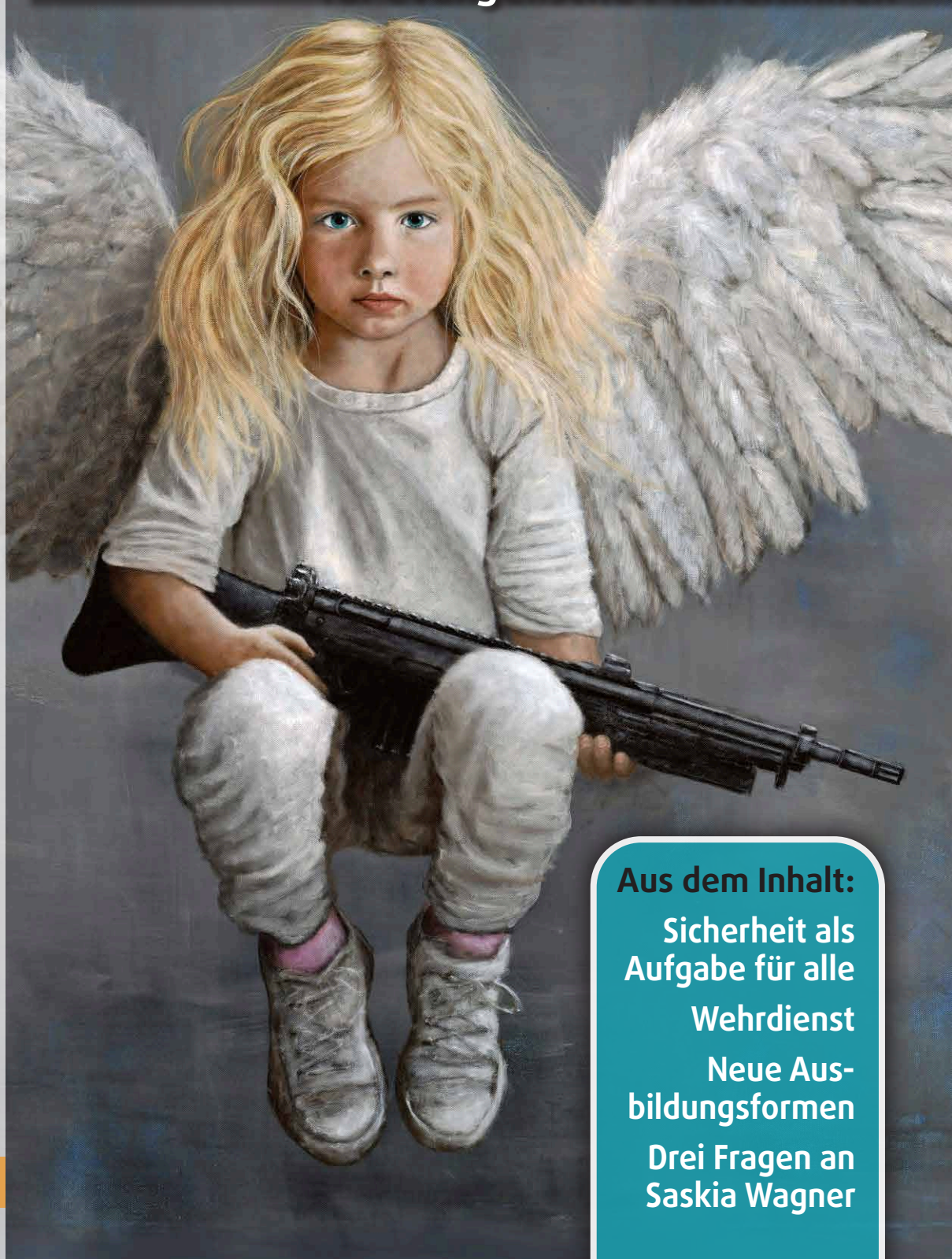
65. Jahrgang
4/2025

Das Magazin

für evangelische Pfarrer:innen

Hessisches Pfarrblatt



Aus dem Inhalt:

Sicherheit als Aufgabe für alle

Wehrdienst

Neue Ausbildungsformen

Drei Fragen an Saskia Wagner

D 1268 F

Inhalts-verzeichnis

Editorial
Wolfgang H. Weinrich 3

Zum Cover
Svenja Prust 4

Thematisches

Sicherheit ist eine Aufgabe für alle
Dieter Schneberger 5

Wir sollten nie aufhören, die andere Seite zu verstehen
Andrea Seeger 10

Ein neuer Wehrdienst braucht ein neues Denken
Achim Ritz 13

100. Geburtstag Hanns Dieter Hüsch 17

Es reicht! Für eine andere Russlandpolitik
Dr. Michael Heymel 18

Die Geschichte hinter dem Lied: Ich lobe meinen Gott von ganzem Herzen
Eugen Eckert 20

Elisabeth Schmitz - Mutig, engagiert, lange unentdeckt
Doris Stickler 22

Weinlese und Erntedank
Dr. Michael Finzer 24

Neue Wege zur Theologie
Dr. Michael Rydryck 26

Redaktionelles

Schattenseite 30

Lichtblick 31

Drei Fragen an

Saskia Wagner 32

Rezensionen

Andreas Krone:
Solar-Erntedankfest
Dr. Michael Heymel 34

Helmut Harsch:
Zufall – Ereignis – Geistesgegenwart
Manfred Holtze 34

T. C. Boyle:
Blue Skies
Dirk Römer 35

Susanne Döll-Hentschker:
Transgenerationalität
Christian Wiener 35

Annette Mingels' Leseempfehlung

Richard Yates
Zeiten des Aufruhrs 36

Pfarrvereine

Persönliche Nachrichten 38

Zuschriften an die Redaktion 39

Geschäftsbericht Pfarrverein EKKW 40

Tag der Begegnung 42

Evangelische Frauen 43

Impressum 43

Wolfgang H. Weinrich
Publizist
Darmstadt

Liebe Leserin, lieber Leser!

Haben Sie einen „Soundtrack des Lebens", einen Song, der Sie schon viele Jahre begleitet? Ein Friedenslied vielleicht, als Nachhall der 68er Bewegung, des Vietnamkriegs oder des Kalten Kriegs? Ein Lied als Symbol des Protests und der Fragilität des Friedens, vielleicht ein universeller Friedensappell, utopisch, scheinbar zeitlos? „Universal Soldier" von Donovan, von Bob Dylan „Blowin' in the Wind" oder Ton Steine Scherben mit „Macht kaputt, was euch kaputt macht"? Jenen, radikal, kämpferisch oder friedenspolitisch aufgeladen, aus der deutschsprachigen Gegenkultur, wie Nenas „99 Luftballons" oder einen mit Appellen an Menschlichkeit jenseits politischer Systeme wie Udo Lindenbergs „Wozu sind Kriege da?". Vielleicht jenen nach dem Fall der Mauer und dem Jugoslawienkrieg, der neue Hoffnungen in sich birgt, wie den der Scorpions mit „Wind of Change", der Hymne auf das Ende des Kalten Kriegs? Den mit politischen Statements gegen Machtausübung und für Zivilcourage, eben Herbert Grönemeyer mit „Kinder an die Macht"?

Wo sind alle diese Lieder geblieben in diesen Zeiten der Unsicherheit, der sogenannten Zeitenwende; wo bleiben die neuen Songs und Lieder mit Potential, zu Soundtracks für viele zu werden?

Gebraucht werden sie dringend, nicht zuletzt nach dem Angriffskrieg gegen die Ukraine. In der neuen Ausgabe des Magazins gehen wir sehr ausführlich darauf ein; beschäftigen wir uns mit den Fragen von Frieden, Krieg und Sicherheit ausführlicher als bisher. Möglich wurde dies deshalb, weil journalistische Kolleg:innen für die Redaktionsarbeit gewonnen werden konnten, um uns in Zukunft dabei zu unterstützen, Themen zu vertiefen und sie für die Praxis als Pfarrer:in nutzbar zu machen. Dafür steht dieses Magazin.

Der „Soundtrack des Lebens" – Lieder des Trostes, des Aufrufs, der Hoffnung. Dafür braucht es auch Menschen, die beispielhaft für ihre Überzeugung stehen und standhaft bleiben, wenn vieles um sie herum zu wanken anfängt: Menschen wie Elisabeth Schmitz. Fast vergessen und doch hoffentlich unvergesslich – im Magazin gewürdigt!

Sind wir auf dem Weg zu einer friedlicheren Welt? Wer wagt das im Moment zu sagen? Welche Lieder werden uns begleiten, welche werden wir singen? Mag es endlich wieder einmal andere Töne geben - mehr Dur, weniger Moll!

Damit dies gelingt, ist vielleicht der Vorschlag der Linken nicht schlecht, am Weltfriedenstag (1. September) einen europäischen Feiertag zu begehen. Allerdings gibt es bereits ein weltweit beachtetes Friedensfest, zweitägig sogar: Weihnachten! Dies müsste dann aber aus der kommerziellen Vereinnahmung und dem Privaten in der (religiösen) Öffentlichkeit neu verankert werden,
meint Ihr

Wolfgang H. Weinrich
Chefredakteur

P.S.: Erstmalig haben wir in diesem Magazin ein Plakat eingeheftet. Wenn Sie gerne mehr davon mögen, lassen Sie es uns wissen.

Svenja Prust
Pfarrerin
Bingen

„Warum nicht? Es provoziert und wir sind mittendrin im Thema. Könnte mir vorstellen, etwas dazu zu schreiben."

„Abstoßend und geschmacklos! Instrumentalisiert das Thema in eine (enge) Richtung!"

Provokation ist doch gut. Rüttelt auf ..."

„Ist sicherlich nicht jedermanns Geschmack, aber für unser Thema doch ganz gut geeignet."

„Bitte nicht! Das ist Baumarkt-Kitsch. Ich schreibe dazu keinen Text!"

„Das Bild trifft mitten ins Herz – blonder kindlicher Engel mit Knarre. Ein absoluter Hingucker, der die Diskussion eröffnet: Wie verkommen ist diese Welt?"

Stimmen aus der Reaktionssitzung zum Cover der aktuellen Ausgabe.

Alle schauen auf das Bild und es ist fast spürbar, wie die Stimmung bei einigen umschlägt. Schnell entspinnt sich eine hitzige Debatte, deren Spanne von „abstoßend" und „verstörend" bis zu „interessant-herausfordernd" und „spannend" reicht.

Um es deutlich zu formulieren: Ich bin kein Fan dieses Werks, absolut nicht. Und dennoch sitze ich nun an dieser Betrachtung. Dabei habe ich noch in der Sitzung große Töne gespuckt, ich würde mich weigern, zu diesem Werk irgendetwas zu schreiben.

Ein Kinderengel mit Maschinengewehr! Und das auf dem Cover des Magazins für evangelische Pfarrer:innen! Was ist aus „Schwerter zu Pflugscharen" geworden? Sind alle Friedenstauben auf Nimmerwiedersehen weggeflogen?

Trotz seiner Geschmacklosigkeit (meine Meinung) erfüllt das Cover jedoch von vornherein den einen Zweck: Es ist ein Hingucker, eine Provokation, ein Tabubruch. „Engel mit Kalaschnikoff" – so eine befürwortende Stimme aus der Redaktion – sei auch ein Angriff auf die protestantische, dem Pazifismus zugeneigte Friedensethik: Schwerter zu Pflugscharen, Frieden schaffen ohne Waffen, zivile Konfliktlösungen, Diplomatie. Diese Friedensethik sei nach dem russischen Überfall auf die Ukraine 2022 mit vielen tausenden Toten und Verletzten unter Druck geraten.

Zu seinem Werk befragt, sagt der Künstler Christian Ristau, er male mit seinen superrealistischen Bildern „gegen den Blödsinn der Welt an". Für einige ist deshalb nach Betrachtung des Werks klar: „Frieden fällt nicht vom Himmel. Er muss mit Geheimdiplomatie, Verhandlungen und gegebenenfalls mit Waffen errungen werden. Und er muss gerecht und nachhaltig sein."

Nun sind wir gespannt, welche Reaktionen sich bei der Betrachtung des Covers bei Ihnen einstellen? Schreiben Sie uns gern Ihre Gedanken dazu, und zu Ihrem Bild von Frieden.

Dr. Dieter Schneberger
Journalist
Marburg

Sicherheit ist eine Aufgabe für alle

Die Hamburger Bundeswehroffizierin Tina Behnke spricht sich für eine Wehrpflicht oder einen „verpflichtenden Gesellschaftsdienst" mit Wahlmöglichkeit zwischen Bundeswehr, THW und sozialen Diensten aus. Ein freiwilliger Wehrdienst, wie ihn Verteidigungsminister Boris Pistorius (SPD) vorgeschlagen hat, reiche nicht aus, sagt die Persönliche Referentin des Präsidenten der Bundesakademie für Sicherheitspolitik, Generalmajor Wolf-Jürgen Stahl, im Gespräch. Sie äußert sich auch zur Lage der Frauen in der Bundeswehr und zum russischen Angriffskrieg auf die Ukraine.

Was hat Sie dazu bewogen, Soldatin zu werden? Wie alt waren Sie zu dem Zeitpunkt?

Ich habe mich im Frühjahr 2007 im Alter von 21 Jahren dazu entschieden, es bei der Bundeswehr zu versuchen. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich bereits zwei Jahre in Leipzig Medizin studiert und hatte eine Sinnkrise. Ich war unzufrieden und unsicher, ob der Medizinerberuf der Richtige für mich war. Das Studium war sehr theoretisch. Ich sehnte mich nach etwas Konkretem. Die Bundeswehr bot mir genau dieses Kontrastprogramm: Verantwortung für Menschen übernehmen, praktische Führungserfahrung sammeln und etwas für die Sicherheit unseres Landes zu tun.

Was hat Ihre Familie, was haben Freundinnen und Freunde dazu gesagt? Gab es Skepsis aus dem kirchlichen Umfeld?

Meine Familie verhielt sich zunächst zurückhaltend gegenüber meiner Entscheidung. Natürlich war die Vorstellung für meine Eltern schön, dass ich Ärztin werden würde. Mein Bruder hatte Grundwehrdienst bei den Panzergrenadieren geleistet und besaß daher als Einziger in meiner Familie einen Bezug zur Bundeswehr. Es gab Stimmen, die mir zuerst, vor allem aufgrund meiner körperlichen Konstitution, nicht zugetraut haben, die an mich gestellten Anforderungen zu bestehen. Mein Großvater hat mich allerdings in meiner Entscheidung bestärkt und war sich von Anfang an sicher, dass der von mir eingeschlagene Weg genau der Richtige für mich war. Er sollte Recht behalten.

▶

Foto: privat

Es gab aber auch kritische Stimmen aus dem kirchlichen Umfeld. Ich erinnere mich an ein Gespräch nach einem Gottesdienst, bei dem ich gefragt wurde: „Ist das nicht ein Widerspruch – christlich sein und Soldatin?" Das hat mich zum Nachdenken gebracht, aber auch bestärkt: Gerade als Christin sehe ich es als meine Aufgabe, Frieden zu bewahren und die Schwachen zu schützen: Im Sinne eines Verantwortungspazifismus.
Freunde zeigten sich interessiert und stellten viele Fragen - vor allem, wie das Training aussehen würde und ob ich mir das wirklich zutraue. Ein Freund sagte damals: „Du willst also von der Uni-Bibliothek in den Schlamm?" Das brachte es gut auf den Punkt.

Welche Erfahrungen haben Sie in der Truppe gemacht? War es schwer, sich als Frau durchzusetzen? Haben Sie jemals ans Aufgeben gedacht?

Die Bundeswehr hat sich in den vergangenen Jahren stark gewandelt – von einer männerdominierten Institution zu einer modernen Armee, die Vielfalt als Stärke begreift. Was mir immer geholfen hat: Ich muss mich nicht entscheiden zwischen Soldatin, Frau oder Mutter sein. Genau das ist das Problem – dass immer noch angenommen wird, es ginge nur das Eine oder das Andere.

Ich bin alles gleichzeitig: Soldatin und Frau und Mutter. Diese Rollen stehen nicht in Konkurrenz zueinander, sie ergänzen sich. Als Mutter verstehe ich noch besser, wofür ich als Soldatin einstehe – für die Sicherheit und Zukunft der nächsten Generation. Als Soldatin übernehme ich Verantwortung für die Zukunft meiner Familie. Als Frau bringe ich andere Perspektiven ein, andere Lösungsansätze.

Das bedeutet nicht, dass es immer einfach ist, alle Rollen zu leben. Aber die Bundeswehr hat gelernt, dass authentische Soldaten bessere Soldaten sind. Wenn ich nicht ständig Teile meiner Identität verstecken muss, kann ich mich voll auf meine Aufgaben konzentrieren. Die meisten Kameraden respektieren das – weil sie merken, dass diese Vielfalt uns als Truppe stärker macht.

Wie vereinbaren Sie Beruf und Familie?

Mein Sohn ist neun und besucht die 3. Klasse einer Hamburger Grundschule. Die Bundeswehr ist vor allem durch das Zutun der damaligen Ministerin Ursula von der Leyen deutlich familienfreundlicher geworden. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf spielt im täglichen Dienst, wie in vielen anderen Berufen auch, eine entscheidende Rolle, weil man erkennen musste, dass nur ein Soldat/eine Soldatin, die zu Hause Stabilität und Zufriedenheit hat, auch im Dienst sein/ihr Bestes geben kann. Als Mutter musste ich zugegebenermaßen erst einmal nachweisen, dass mein berufliches Selbstverständnis sich nicht geändert hat. Das war offensichtlich für einige Vorgesetzte noch Neuland. Ich erinnere mich an einen Vorgesetzten, der kurz vor meinem Mali-Einsatz fragte, ob ich nicht Angst hätte, dass mein Kind mich nicht mehr erkennen würde. Ich fragte ihn, ob er diese Frage schon einmal einem Mann gestellt hatte. Damit war das Thema erledigt. Für mich gilt: Gleiche Rechte und gleiche Pflichten!

Wie haben Sie als Angehörige der Bundeswehr am 24. Februar 2022 den Beginn des russischen Angriffs auf die Ukraine erlebt und wie schwer knabbern Sie daran, dass auch

» „Hat er gerade 100 Milliarden gesagt? Das muss ein Fehler sein...". So unfassbar war aus meiner Sicht dieser Epochenbruch. Übrigens ist das für mich der treffendere Begriff. «

» Ich fragte ihn, ob er diese Frage schon einmal einem Mann gestellt hatte. Damit war das Thema erledigt. Für mich gilt: Gleiche Rechte und gleiche Pflichten! «

noch mehr als drei Jahre danach das Bomben und Sterben weitergeht?

Der 24. Februar war ein Wendepunkt – nicht nur politisch, sondern auch persönlich. Als Soldatin, die bereits erlebt hatte, was es bedeutet, wenn Sicherheit keine Selbstverständlichkeit ist, war mir sofort klar: Das, was ich in Mali erfahren hatte – die Fragilität von Sicherheit – war nun auch in Europa Realität geworden. Es ist schmerzhaft zu sehen, wie Menschen sterben, während wir hier noch diskutieren, ob die Bedrohung real ist. Ein polnischer Kollege sagte einmal zu mir: „Ihr Deutschen diskutiert noch, ob es eine Bedrohung gibt. Wir wissen, dass es sie gibt." Diese Worte hallten nach. Das Schwierigste ist die Erkenntnis, dass wir vielleicht früher hätten handeln können, früher hätten handeln müssen. Aber jetzt geht es darum, aus dieser schmerzhaften Realität die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Was ging Ihnen durch den Kopf, als der damalige Bundeskanzler Olaf Scholz wenige Tage später die „Zeitenwende" ausrief und ein 100-Milliarden-Sondervermögen für die Bundeswehr ankündigte?

An diesen Moment erinnere ich mich sehr gut. Ich saß vor dem Fernseher mit meinem Sohn und meinem Ehemann. Mein Mann ist auch Offizier. Ich weiß noch, dass wir damals vorher auf dem Spielplatz mit unserem Sohn waren und dann extra zeitiger zurückgekehrt sind, um die Rede im Bundestag live verfolgen zu können. Die Zeitenwende-Rede hat uns tief bewegt. Als der Satz mit den 100 Milliarden kam, habe ich meinen Mann angesehen und gefragt: „hat er gerade 100 Milliarden gesagt? Das muss ein Fehler sein...". So unfassbar war aus meiner Sicht dieser Epochenbruch. Übrigens ist das für mich der treffendere Begriff. Wir wussten sofort, dass sich die Bundeswehr im kommenden Jahrzehnt stark verändern wird, verändern muss. Und wir uns mit ihr.

Wie hat sich dieser neue politische und finanzielle Fokus auf die Verteidigung ausgewirkt?

Zeitenwende ist auch Gedankenwende. Ich erlebe eine neue Ernsthaftigkeit, aber auch eine neue Verantwortung. Wir müssen beweisen, dass das Vertrauen von Politik und Gesellschaft gerechtfertigt ist. Gleichzeitig sehe ich, wie wichtig es ist, dass wir nicht nur militärisch, sondern auch gesamtgesellschaftlich denken. Sicherheit ist eben keine Einbahnstraße - sie kann nicht nur von Staat und Bundeswehr kommen. Der Bürger wird vom passiven Empfänger zum aktiven Mitgestalter von Sicherheit. Aber auch wir als Soldaten mussten uns seit Februar 2022 verändern - und das ist ein Prozess. Wir müssen die neue Realität anerkennen und in Ausbildung und Übung integrieren. Es reicht nicht mehr, friedensgewohnte Routinen abzuspulen. Wir trainieren härter, realistischer, mit einem neuen Bewusstsein für das, was auf dem Spiel steht.

Foto: pixabay.com | AI Solution

»Sicherheit ist keine Einbahnstraße. Jeder Bürger kann etwas beitragen: durch kritisches Hinterfragen von Falschinformationen, Vorratshaltung für Krisenzeiten, Cyber-Hygiene, Engagement in Feuerwehr oder THW oder demokratische Teilhabe.«

Ein sichtbares Zeichen dieser Transformation ist die Aufstellung der Brigade in Litauen. Das ist nicht nur symbolisch - das ist ein klares Statement: Deutschland übernimmt Verantwortung an der Nato-Ostflanke, dauerhaft und mit substanziellen Kräften. Unsere Soldaten dort wissen: Sie stehen nicht für Übungen dort, sondern als Teil einer ernsthaften Abschreckungsarchitektur. Das verändert alles - von der Ausbildung über die Ausrüstung bis zur Haltung.

Seit 2022 nehme ich in der Öffentlichkeit immer mehr Bundeswehrangehörige mit Uniform wahr. Trügt mein Eindruck, dass die Anerkennung in der Gesellschaft zugenommen hat?

Ihr Eindruck ist richtig, aber wir müssen ehrlich sein: Zwischen Bundeswehr und Gesellschaft besteht nach wie vor eine spürbare Distanz. Ja, die Bundeswehr ist sichtbarer geworden – nicht zuletzt dank der Initiative der früheren Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer, dass wir wieder in Uniform Bahn fahren dürfen – aber hauptsächlich in den Medien, nicht im persönlichen Umfeld der Menschen. Viele Bürgerinnen und Bürger haben nach wie vor kaum persönliche Berührungspunkte mit Soldatinnen und Soldaten.

Aufgrund der Bedrohungslage an der Nato-Ostgrenze und den zahlreichen neuen Aufgaben für die Truppe will Verteidigungsminister Boris Pistorius die Zahl der Bundeswehrsoldatinnen und -soldaten um bis zu 60.000 erhöhen. Reicht dazu nach Ihrer Erfahrung der vorgeschlagene freiwillige Wehrdienst aus?

Ganz klar nein. Ich kann nicht erkennen, wie die angestrebten 60.000 zusätzlichen Soldatinnen und Soldaten mit Freiwilligkeit erreicht werden sollen. Da sollte sich die Politik ehrlich machen und die Dinge beim Namen nennen. Bei einer Bedrohungslage, in der Russland in wenigen Jahren wieder angreifen könnte, ist Wunschdenken gefährlich. Wir brauchen eine Wehrpflicht oder einen verpflichtenden Gesellschaftsdienst mit Wahlmöglichkeit zwischen Bundeswehr, THW und sozialen Diensten. Das hätte einen doppelten Nutzen: Erstens bekommen wir die nötigen Zahlen für die Streitkräfte. Zweitens können wir den enormen Bedarf in der Zivilverteidigung decken – die spielt eine besondere Rolle bei der Gesamtverteidigung. Es geht nicht nur um Militär, sondern um Gesamtverteidigung: Zivilschutz, Aufrechterhaltung der Wasser- und Energieversorgung, Verletztenversorgung. Gleichzeitig entsteht wieder eine Verbindung zwischen Gesellschaft und Sicherheitskräften und ein Bewusstsein dafür, dass Freiheit und Sicherheit nicht selbstverständlich sind. Wenn wir 60.000 zusätzliche Soldaten brauchen, brauchen wir auch den Mut für die notwendigen Instrumente. Alles andere ist gefährliches Wunschdenken.

Foto: privat, mit Ehemann Felix

Mehr Geld und mehr Personal für die Bundeswehr sind nicht alles. An was fehlt es in der Truppe noch und wie könnte man gegebenenfalls dem Defizit begegnen?

Drei Bereiche sind kritisch:

1. Geschwindigkeit bei Rüstungsvorhaben und Infrastruktur: 60.000 Soldaten und Soldatinnen mehr nützen nichts, wenn sie keine Waffen und Gerät haben, um daran ausgebildet zu werden und damit zu üben. Das heißt: „Rüsten in Systemverbünden" statt Einzelprojekte. Wir brauchen einsatzfähige Verbände, nicht perfekte Einzelsysteme. Das gilt auch für Infrastruktur: Keine Goldrand-Lösungen, sondern praktikable, schnelle Unterkünfte und neue Wege bei Genehmigungsverfahren.

2. Mindset: Wir brauchen eine Entwicklung vom friedensverwöhnten zum wehrhaften Deutschland. Das bedeutet nicht Militarismus, sondern Realismus. Wir müssen die Bedrohungen klar erkennen, ohne in Alarmismus zu verfallen – und handeln, statt zu hoffen.

3. Gesamtgesellschaftliche Verantwortung: Der alleinige Fokus auf Truppe und Bundeswehr ist falsch. Nationale Sicherheit umfasst alle Lebensbereiche in Deutschland – von der Energieversorgung über Cybersicherheit bis zur demokratischen Resilienz. Die Bundeswehr kann nur ein Teil davon sein.

Sicherheit ist keine Einbahnstraße. Jeder Bürger kann etwas beitragen: durch kritisches Hinterfragen von Falschinformationen, Vorratshaltung für Krisenzeiten, Cyber-Hygiene, Engagement in Feuerwehr/THW oder demokratische Teilhabe. Der Bürger muss vom passiven Konsumenten zum aktiven Mitgestalter von Sicherheit werden - in seinem Bereich, in seiner Verantwortung.

Lassen Sie uns mal weiterdenken: Wie stellt sich 2030 die Sicherheitslage in Deutschland und Europa dar, und wo sehen Sie sich selbst?

2030 werden wir in einer anderen Welt leben. Die Allianz zwischen Russland, China, Nordkorea und Iran (die CRINK-Staaten) könnte sich bis dahin weiter etablieren. Die transatlantischen Beziehungen werden komplexer, fragiler sein. Europa muss bis dahin seine Hausaufgaben gemacht und gelernt haben, eigenständig für seine Sicherheit zu sorgen.

Militärisch hoffe ich, dass wir bis dahin die erste Phase – Lückenschluss und Vollausstattung – abgeschlossen haben. Ich wünsche mir, dass die Bundeswehr wehrhafter, aber auch stärker in die Gesellschaft integriert sein wird. Persönlich sehe ich mich weiterhin als Brückenbauerin zwischen Bundeswehr und Gesellschaft. Die Aufgabe, integrierte Sicherheit zu leben und zu vermitteln, wird nicht kleiner werden. Im Gegenteil: Je komplexer die Bedrohungslage, desto wichtiger wird es, dass Bürger verstehen – Sicherheit ist keine Einbahnstraße. Sie beginnt bei jedem von uns.

Ich hoffe, wir werden 2030 eine resilientere Gesellschaft sein – wenn wir jetzt die richtigen Entscheidungen treffen. Die Zeit läuft. Aber ich glaube an dieses Land und seine Menschen.

» Ich kann nicht erkennen, wie die derzeit angestrebten 60.000 zusätzlichen Soldatinnen und Soldaten mit Freiwilligkeit erreicht werden sollen. «

Andrea Seeger
Journalistin
Oberursel

Wir sollten nie aufhören, die andere Seite zu verstehen

Interview mit Cathryn Clüver Ashbrook

Cathryn Clüver Ashbrook ist Expertin für die transatlantischen Beziehungen sowie US-Politik bei der Bertelsmann Stiftung. Aufgewachsen ist die Deutsch-Amerikanerin in der amerikanischen Community in Wiesbaden. Sie ist mit einem amerikanischen Journalisten verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Berlin. Der Beitrag ist ein Auszug aus der Radiosendung „Doppelkopf" in hr2 Kultur vom 1.7.2025, nachzuhören auch als Podcast.

Wie sehr hat Sie die Münchner Sicherheitskonferenz im Februar geschockt?

Die Sicherheitskonferenz ist immer für Überraschungen gut, aber ich habe noch nie erlebt, wie die Luft aus dem Ballsaal des Bayerischen Hofes so schnell verschwunden ist, wie in den ersten drei Absätzen der Rede von J. D. Vance. Überraschend für mich waren jedoch die Normenbrüche. Innenpolitik ist zum Beispiel kein Thema auf einer solch großen internationalen Konferenz. Und J. D. Vance hat nicht nur die innenpolitische Dynamik der USA in den europäischen Kontext getragen, sondern hat die Europäer brüskiert mit einer Neuauflage dessen, was wir unter Redefreiheit und unter unseren Normen im Grundgesetz verstehen. Das war keine außenpolitische Fokussierung, sondern eine, die das Wertegerüst betraf, von dem wir 80 Jahre lang annahmen, dass wir es mit den Amerikanern teilen.

J. D. Vance ist extrem wandlungsfähig. Geboren als evangelischer James Donald Bowman war er zunächst Trump-Kritiker. Dann wurde aus ihm ein katholischer James David Vance und Trumps Vize. Wie gefährlich ist der Mann?

Ich glaube, in Summe würde sich J. D. Vance persönlich als vermeintlichen politischen Erben des Trumpismus und der MAGA (Make America Great Again)-Bewegung sehen wollen. In der eigentlichen Trump-Regierung nimmt er in der Tat nicht mehr ein als die Rolle eines normalen Vizepräsidenten, eines Botschaftsträgers.

Viel gefährlicher im strategischen Vordenken sind andere im System Trump, z.B. die Chefin und Nummer zwei im Weißen Haus, Susie Wiles, und Stephen Miller. Er ist der Stratege, der das Justizsystem angeht, der das Wahlsystem umbauen möchte. Die Rede in München hat J. D. Vance vermutlich auch nicht selber geschrieben, sondern diese stammt wahrscheinlich aus der Feder von Stephen Miller.

Foto: wikipedia.org

» Keine Demokratie ist komplett sicher. Es ist ihre Natur, dass sie beweglich ist, dass sie überzeugt, dass Mehrheiten entstehen aus der Streitkultur. Wir haben das Bundesverfassungsgericht legislativ abgesichert – Gott sei Dank gerade noch. «

Sie sind in Wiesbaden aufgewachsen, in der amerikanischen militärischen Community. Wie war das?

Wir hatten eine Air Base in Camp Lindsey, zwei Grundschulen mit einer Highschool, mit der Kirche, in der ich getauft worden bin und dem großen Krankenhaus. Meine Mutter war 42 Jahre lang Lehrerin an der Highschool. Es war immer ein Leben zwischen dieser amerikanischen Realität, zwischen Steaks und amerikanischen Cornflakes, die ich übrigens nicht essen durfte, weil da zu viel Zucker drin ist. Und umgekehrt einem sehr, sehr deutschen Aufwachsen. Ich bin dann nach der vierten Klasse auf ein ganz normales Wiesbadener Gymnasium gegangen. Ich habe mich also immer schon als Brückenbauer verstanden zwischen den zwei Welten.

Sicherheitspolitik gehört zu Ihren Themenbereichen. Was muss Deutschland jetzt tun?

Deutschland hätte viel früher viel mehr tun können. Da geht es nicht nur um Kriegsgerät und Kriegstüchtigkeit, wie Boris Pistorius das nennt, sondern auch um Wirtschaftsräume, die wir sichern müssen. Wenn unsere Unternehmen im Jahr 270 Milliarden Euro an Sabotage und Cyberangriffen verlieren, dann verliert auch die deutsche Wirtschaft.

Was halten Sie von der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht?

Ein paar Monate nach Beginn des Ukrainekriegs habe ich ein Papier der Kollegen vom Stockholmer Institut für Internationale Friedensforschung gelesen. Sie erklären darin, dass solche Konflikte bis zu zehn Jahre und mehr dauern, wenn sie nicht innerhalb von zehn Monaten gelöst sind. Dann habe ich kurz gerechnet und es war klar, dass mein Sohn in den Wehrdienst müsste.

Beunruhigt Sie das?

Ich komme aus einer Familie, wo freiwilliger Einsatz immer eine wichtige Rolle gespielt hat. Wir brauchen mehr Freiwilligenkultur. Jede und jeder sollte darüber nachdenken, auf welche Art und Weise sie oder er sich einsetzen möchte. Und wir müssen überlegen, wie wir insgesamt widerstandsfähiger werden.

Wenn wir heute in die USA schauen: Was können wir lernen?

Wichtig ist, das Systemische zu sehen. Und da liegt auch die Aufforderung für uns. Keine Demokratie ist komplett sicher. Es ist ihre Natur, dass sie beweglich ist, dass sie überzeugt, dass Mehrheiten entstehen aus der Streitkultur.

Foto: pixabay.com | Military Material

Wir haben in der letzten Legislaturperiode das Bundesverfassungsgericht legislativ abgesichert, abgepuffert mit einer Mehrheit – Gott sei Dank gerade noch.

Was sollten wir noch tun?

Wir sehen immer wieder, wie Landeszentralen für politische Bildung angegriffen werden, nicht nur von den Parteien am rechten und linken Rand, sondern zum Teil auch von Parteien in der Mitte. Das aber sind Kleinode, die gehören geschützt. Ich wäre nicht die, die ich bin, wenn es nicht die hessische Landeszentrale für politische Bildung gäbe und alles, was ich da an Büchern und Literatur rausgetragen habe in den 1990er Jahren.

Foto: pixabay.com | peacemedia for future

Warum ist das so wichtig?

Das Leben ist komplex, wir müssen mit dieser Komplexität leben können und dazu gehören Institutionen, die uns helfen, das zu verstehen, zum Beispiel öffentlich-rechtliche Medien, öffentlichen Anstalten wie die Landes- und Bundeszentralen. In den USA sehen wir im Kampf gegen Bibliotheken, Museen und Universitäten, wie es andersherum geht.

In den 1980er und 1990er Jahren war die Friedensbewegung ganz groß. Können wir uns Friedensbewegungen heute noch leisten?

Frieden zu wollen ist die höchste Ambition. Wenn wir Feiertage haben, die mit der Friedensbewegung stark verbunden sind, gehen die Menschen richtigerweise auf die Straße und bringen ihre Argumente vor. Wir dürfen uns nicht einlullen lassen von denen, die vermeintlich was von Frieden und Entnazifizierung erzählen, so wie Wladimir Putin das tut, um dann Krieg zu treiben und mit hunderten und hunderten von Drohnen ukrainische Kinder anzugreifen. Wenn die Friedensbewegung mahnt, kritisch über die Entwicklungshilfe nachzudenken, über Wirtschaftskapazitäten auf der Welt, die dafür sorgen sollen, dass Menschen in ihrem eigenen Umfeld leben können, dann gehört das in den demokratischen Diskurs.

Also Friedensbewegung ja, aber mit anderen Inhalten?

Frieden heißt für mich nicht, keine Waffen für die Ukraine – im Gegenteil. Dann werden wir hier überrannt. Die Diplomatie muss die vorrangigste Methode sein, aber wir müssen auch für Sicherheit sorgen und Abschreckungskapazitäten gehören einfach dazu. Wir müssen viele Dinge sicherer machen: unsere Wirtschaft, unsere Energieversorgung, die Art und Weise, wie wir hier leben. Und dabei sollten wir nie aufhören, die andere Seite zu verstehen. Das gehört zum Handwerkszeug der Diplomatie – dass wir immer im Gespräch bleiben. Ich wünsche mir, dass wir die Energie dazu nicht verlieren.

Achim Ritz
Journalist
Neu-Isenburg

Ein neuer Wehrdienst braucht ein neues Denken

Deutschland will Flagge zeigen. Vor öffentlichen Gebäuden wehen öfter denn je an ausgewählten Tagen Fahnen. Die sind meist schwarz-rot-gold, auch rot-weiß mit dem Hessen-Löwen mittendrin oder blau mit kreisförmig angeordneten Sternen, die die Ideale der Einheit, Solidarität und Harmonie der europäischen Völker signalisieren sollen. Flaggen hissen, das sieht immer schön bunt aus, so wie anlässlich des Christopher-Street-Days (CSD), wenn die Regenbogenfahne an den Masten hochgezogen wird.

Doch die farbliche Vielfalt wird jetzt vom Winde verweht. Ein neuer Ton mischt sich in die bunte Welt der Flaggen, die allen ins Auge fallen, die erinnern und mahnen sollen. Schwarz-Rot-Gold mutiert zu olivgrün – nicht offensichtlich, aber gefühlt. Viele haben sich gefragt, warum am 15. Juni 2025 vor öffentlichen Gebäuden Flaggen wehen. Was Großbritannien, Norwegen, Schweden und selbstverständlich die USA schon lange zelebrieren, hat Deutschland jetzt auch: den Veteranentag. „Veteranin oder Veteran ist, wer als Soldatin oder Soldat der Bundeswehr im aktiven Dienst steht oder aus diesem Dienstverhältnis ehrenhaft ausgeschieden ist, also den Dienstgrad nicht verloren hat", sagte Ursula von der Leyen im November 2018, als sie noch Bundesverteidigungsministerin war.

Der Veteranentag sei kein Festakt für die Bundeswehr. Es gehe nicht darum, Kriege zu feiern, sondern um die Würdigung eines Dienstes, der oft mit persönlichen Opfern verbunden sei, betonen manche in der Politik. Die Bundeswehr war nach Aussetzung der Wehrpflicht 2011 und infolge internationaler Einsätze zunehmend aus dem gesellschaftlichen Alltag verschwunden. Die sicherheitspolitische Lage und die geplante Personalaufstockung – der Verteidigungsminister Boris Pistorius (SPD) will 60.000 neue Soldatinnen und Soldaten rekrutieren – erforderten eine stärkere gesellschaftliche Integration der Streitkräfte, so das Verteidigungsministerium.

Deutschland will Flagge zeigen. Es weht ein frischer Wind, der die Aufrüstung beschleunigt. Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) sagte in seiner ersten Regierungserklärung Mitte Mai, die Bundesregierung wolle neue Sicherheit geben, die Freiheit verteidigen, das Versprechen vom Wohlstand für alle erneuern, Zusammenhalt in der Gesellschaft stiften und die Bundeswehr zur konventionell stärksten Armee Europas machen.

Fotos: veterantentag.gov.de

»Was machen wir, wenn Putin angreift?«

Es klingt paradox: Die Bundeswehr arbeitet gern versteckt, auf Wiesen und im Wald meist in der Tarnfarbe olivgrün. Sie trägt Camouflage, doch gleichzeitig will die Armee in der Gesellschaft stärker gesehen werden.

Verteidigungsminister Pistorius setzt bei der Personalakquise (noch) auf Freiwilligkeit. Vom neuen Wehrdienst ist die Rede. Überhaupt scheint vieles neu zu sein: Neue Sicherheitslage, neue Verbündete, neue Feindschaften, neue Kriege – all das erfordert neues Denken – in der Gesellschaft und auch in der Evangelischen Kirche. Sie blickt in diesem sicherheitspolitischen Umbruch auf eine doppelte Herausforderung. Die Evangelische Kirche Hessen und Nassau und die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck stehen im Spannungsfeld zwischen friedensethischer Tradition und sicherheitspolitischer Realität. Einerseits verpflichtet sich die Kirche der Bewahrung der Schöpfung, setzt sich traditionell für Abrüstung und Kriegsdienstverweigerung ein, andererseits wächst in der Gesellschaft das Bedürfnis nach Sicherheit und Wehrhaftigkeit angesichts realer Bedrohungen. Was machen wir, wenn Putin angreift?

In Kirchengemeinden geht es im Diskurs über Krieg und Frieden, über Rüstung und Appeasement-Politik und über internationale Konfliktlösung vor allem um die Frage, wie Kirche dazu steht und welche Lösung sie anbietet. Über das Dilemma zwischen Gewissens- und Verantwortungsethik, zwischen Gewaltverzicht der Bergpredigt und der Verantwortung, die man in der Realität sieht, um schutzlos Angegriffene zu verteidigen, hat sich Pfarrer Joachim Simon von der Universitätskirchengemeinde Marburg viele Gedanken gemacht. Für seinen Marburger Friedensgottesdienst „Wir sind gegen den Krieg!" wurde er von der Karl-Bernhard-Ritter-Stiftung ausgezeichnet.

Er begreift Frieden als vielschichtige Aufgabe, die eine innere Haltung und eine gerechtere Gesellschaft erfordert. Frieden beginne im Inneren eines jeden Menschen. Der Mensch sollte sich mit eigenen Schattenseiten auseinanderzusetzen und eine innere Haltung der Versöhnung und des Mitgefühls entwickeln. Gesellschaftlich müssten Strukturen geschaffen werden, die Ungerechtigkeit und Gewalt verhindern und ein Zusammenleben in Freiheit und Würde ermöglichen. Joachim Simon plädiert dafür, dass die Kirche jetzt mit Beginn des „Neuen Wehrdienstes" ihre Beratungsangebote für Kriegsdienstverweigerer und für ein soziales Pflichtjahr ausbaut und dabei die ethisch herausfordernde Realität der aktuellen Krisen- und Kriegslage offen thematisiert. Die Ideen und Argumente des radikalen Pazifismus der Friedensbewegung aus den 1980er Jahren seien keine Lösung für die aktuellen Probleme.

In den Jugend- und Konfirmationsgruppen der Kirchengemeinden der EKKW und EKHN wird das Thema Krieg und Wehrpflicht eher selten von den jungen Menschen angesprochen. Dennoch spürt Pfarrer Thomas Schrader von der Kirchengemeinde Fritzlar, eine Garnisonstadt, in der seit rund 160 Jahren Soldatinnen und Soldaten kaser-

Nationaler Veteranentag

niert sind, dass Kinder und Teenager Angst vor Krieg haben. „Darüber sprechen wir." Er fordert, dass die Diskussion über Angriffskriege, Konfliktlösungen, Aufrüstung und das Sicherheitsgefühl von der Kirche forciert wird. „Ich würde mir wünschen, die Kriegsdienstverweigerer so wie in den 1970er und 1980er Jahren, als ganze Abi-Jahrgänge den Wehrdienst verweigerten, stark zu unterstützen. Die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Kriegsdienstverweigerung und Frieden (EAK) sowie Friedenspfarrerinnen und -pfarrer beraten seit Jahrzehnten individuell.

Seinerzeit bei den Gewissensprüfungen in den Kreiswehrersatzämtern durften Pfarrer:innen mit in den Verhandlungsraum, dort rhetorisch zwar nicht eingreifen, aber doch moralisch unterstützen. „Die Gespräche mit dem Pfarrer im Vorfeld über meine Glaubensgründe zur Verweigerung des Dienstes mit der Waffe waren für mich wichtig", sagt Michael F., der 1982 in Kassel die dreistündige Gewissensprüfung „bestanden hat." „Durch die Beratung konnte ich mich auf Fangfragen der Prüfungskommission, die auf vermeintliche Widersprüche im christlichen Ethos abzielten und die sich auf Bibelstellen wie etwa Römer 13 („Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat… Sie trägt das Schwert nicht umsonst.") oder Matthäus 10 („Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert.") bezogen, vorbereiten. Der Pfarrer hat mir in der Stress-Situation dieser absurden Gewissensprüfung, die ich als existenzielle Belastungsprobe empfunden habe, Orientierung und Halt gegeben. Der Bescheid als anerkannter Kriegsdienstverweigerer und der spätere Zivildienst in einer Sonderschule haben mein Leben verändert", sagt Michael F.

„Die Kirche muss heute andere Argumente haben als damals und klären, worauf die Beratung für Kriegsdienstverweigerer hinauslaufen soll", sagt der Pfarrer aus Fritzlar, wo das Jubiläum „200 Jahre selbständige Gemeinde" gefeiert wird. Thomas Schrader will mit dem Militärpfarrer Alexander Ulrich über mehr Friedensgottesdienste sprechen. Die protestantische Friedensethik orientiert sich am Leitbild des „gerechten Friedens" der EKD-Friedensdenkschrift von 2007. Prävention und Konfliktlösung ohne Waffen haben Priorität. Militärische Gewalt wird nicht grundsätzlich ausgeschlossen, sondern als Ultima Ratio gesehen, wie etwa im Fall der Selbstverteidigung nach einem Angriff.

▶

Fotos: pixabay.com | Peggy Marco

»Es klingt paradox: Die Bundeswehr arbeitet gern versteckt, auf Wiesen und im Wald meist in der Tarnfarbe olivgrün. Sie trägt Camouflage, doch gleichzeitig will die Armee in der Gesellschaft stärker gesehen werden.«

Auch Silke Henning, Pfarrerin der Johannesgemeinde in Neu-Isenburg im Dekanat Dreieich-Rodgau sagt, dass „der Wehrdienst bei den Konfis noch kein Thema ist". Es sei aber wichtig, Konfirmand:innen und Schüler:innen aufzuklären und miteinander zu diskutieren. Sie unterrichtet auch an einer Frankfurter Schule und hält eine stärkere Beratung für Wehrdienstverweigerer für notwendig. Henning weiß, dass einige Teenager sich durchaus für den Wehrdienst interessieren. Solche, die der AfD nahestünden, gern in Videospielen ballerten und froh seien, „dass jetzt endlich mal wieder was los ist", wie die Jugendlichen sagen. Einige Schülerinnen und Schüler werfen ihr vor, sie informiere nicht sachlich über die rechtsextreme Partei und legen ihr AfD-Flyer auf das Pult. „Wenn Sie die AfD kritisieren, sind Sie nicht neutral", werfen ihr manche Jugendliche vor.

Junge Leute hätten Angst vor einer Zukunft, in der andere Menschen – wie während der Pandemie – über ihr Leben bestimmten. „Viele Jugendliche fühlen sich von demokratischen Parteien nicht angesprochen und sehen eine Dystopie, das drückt auf die Gemüter", so Silke Henning. In der Kirchengemeinde fragen sich heute einige, die sich für den Frieden stark machen, ob Gebete noch wirken und für wen sie beten sollen, für Israel, für Gaza, für den Iran? „Am besten engagieren wir uns dafür, dass Brücken zwischen den Menschen und Kulturen gebaut werden und beten für den Frieden – überall."

Wehrdienst und Kriegsdiensterweigerung

Die Bundesrepublik Deutschland hat das individuelle Recht auf Kriegsdienstverweigerung im Grundgesetz verankert. Im Artikel 4 Absatz 3 heißt es, „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden." Die allgemeine Wehrpflicht wurde 1956 eingeführt. Im Laufe der Jahrzehnte gab es verschiedene Möglichkeiten der Kriegs- und Wehrdienstverweigerung.

Das Anerkennungsverfahren zur praktischen Umsetzung der Kriegsdienstverweigerung sah eine Gewissensprüfung vor. Kriegsdienstverweigerer mussten einen schriftlichen Antrag stellen und sich einer persönlichen Anhörung bei den Kreiswehrersatzämtern unterziehen. Im Januar 1960 wurde ein geregelter Zivildienst festgelegt. Die Zahl der Anträge stieg ab Mitte der 1960er-Jahre deutlich an, insbesondere durch gesellschaftliche Debatten wie über den Vietnamkrieg und die Friedensbewegung.

Viele Antragsteller scheiterten an der strengen Gewissensprüfung. Es kam zu Fluchtbewegungen, etwa nach West-Berlin, wo es bis 1990 keine Wehrpflicht gab. Im Falle einer Totalverweigerung musste mit strafrechtlichen Konsequenzen gerechnet werden.

1977 versuchte die sozialliberale Koalition, das Verfahren zu vereinfachen: Eine formlose schriftliche Willenserklärung per Postkarte reichte aus, um den Kriegsdienst zu verweigern. Von 1983 an genügte in der Regel eine schriftliche Darlegung der Gewissensgründe; die persönliche Anhörung entfiel. Die allgemeine Wehrpflicht wurde 2011 ausgesetzt. Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung blieb verfassungsrechtlich bestehen.

Hanns Dieter Hüsch

Der Poet unter den Kabarettisten

Utopie

Ich sehe ein Land mit neuen Bäumen.
Ich sehe ein Haus aus grünem Strauch.
Und einen Fluss mit flinken Fischen
und einen Himmel aus Hortensien sehe ich auch.

Ich sehe ein Licht von Unschuld weiß.
Und einen Berg, der unberührt.
Im Tal des Friedens geht ein junger Schäfer,
der alle Tiere in die Freiheit führt.

Ich hör ein Herz, das tapfer schlägt –
in einem Menschen, den es noch nicht gibt,
doch dessen Ankunft mich schon jetzt bewegt,
weil er erscheint und seine Feinde liebt.

Das ist die Zeit, die ich nicht mehr erlebe.
Das ist die Welt, die nicht von unserer Welt.
Sie ist aus feinstgesponnenem Gewebe,
und Freunde, seht und glaubt: Sie hält.

Das ist das Land, nach dem ich mich so sehne,
das mir durch Kopf und Körper schwimmt.
Mein Sterbenswort und meine Lebenskantilene,
dass jeder jeden in die Arme nimmt.

Hanns Dieter Hüsch:
Ich habe nichts mehr nachzutragen –
Die christlichen Texte

Der Frieden fängt beim Frühstück an

Der Frieden fängt beim Frühstück an
Breitet seine Flügel
Fliegt dann durch die Straßen
Setzt sich auf die Dächer dann
Großer Sehnsuchtsvogel
Breitet seine Flügel aus
Dass Friede sei in jedem Haus
Opa wiegt das Enkelkind
Auf den alten Knien
Zeigt dem Kind den Vogelflug
Wie der Knecht den Herrn ertrug
Und der Vogel fliegt sich wund
Von Bucht zu Bucht von Sund zu Sund
Trägt sein Zeichen vor sich her
Von Land zu Land von Meer zu Meer
Dass der Mensch sein Leid erkennt
Von Kontinent zu Kontinent
Bis die Taube nicht mehr kann: -
Frieden fängt beim Frühstück an

Hanns Dieter Hüsch:
Das Schwere leicht gesagt,
Herder Verlag Freiburg

Mit diesen beiden Texten endet unsere kleine Reihe zum 100. Geburtstag von Hanns Dieter Hüsch.

Dr. Michael Heymel
Pfarrer i.R.
Limburg/Lahn

Es reicht!

Für eine andere Russlandpolitik

Als junger Vikar nahm ich 1981 an der ersten Demonstration in Bonn gegen den NATO-Doppelbeschluss teil. Ich bin überzeugt, dass es damals richtig war, zu protestieren. Seitdem ist Martin Niemöller, eine Vaterfigur der Friedensbewegung, für mich ein Vorbild, weil er bis ins hohe Alter bereit war, zu lernen und umzudenken. Mit seiner Arbeit für Frieden und Versöhnung setzte er Maßstäbe. Unbeirrt von der ideologisch-politischen Konfrontation öffnete er 1952 durch seine mutige Moskaureise Türen zu Osteuropa und zur Sowjetunion und wurde dadurch zu einem Wegbereiter der Ostpolitik Willy Brandts. Im Blick auf die Geschichte des post-sowjetischen Russland (die Niemöller nicht mehr erlebte) sehe ich mich aber herausgefordert, mich einer neuen Wirklichkeit zu stellen und über ihn hinaus zu denken.

Bereits die russische Annexion der Krim, ein Bruch des Völkerrechts, hätte mich aufrütteln müssen. Wie andere in der Ära Angela Merkel fand ich mich damit ab, weil die beiden Minsker Abkommen 2014/15 der Appeasementpolitik eine Chance boten. Als Wladimir Putin 2022 Donezk und Lugansk zu unabhängigen „Volksrepubliken" erklärte und drei Tage darauf den Angriffskrieg auf die Ukraine befahl, musste jedem klar sein, dass die Zeit einer westlichen Politik allmählicher Annäherung an Russland durch Gespräche und friedliche Handelsbeziehungen abgelaufen war. Ich fing an, Russland unter Putin realistisch zu sehen. Ein schmerzlicher Prozess für jeden Deutschen, der dieses Land, seine Geschichte und Kultur bewundert, die „russische Seele" verklärte und an eine Aussöhnung mit einem ehemaligen Feind glaubte, der im Krieg gegen Nazi-Deutschland Millionen Menschen verloren hat.

Aber jetzt ist es nötig, sich von überholten Anschauungen zu lösen und Enttäuschungen zu verarbeiten. Seit über 20 Jahren regiert Putin in Russland und betreibt seine Transformation in ein auf Krieg ausgerichtetes Land. Die Annexion der Krim und der Angriffskrieg auf die Ukraine werden mit der imperialistischen Ideologie eines großrussischen Reiches gerechtfertigt. Gemäß der Propaganda russischer Staatsmedien gilt es, den „Faschismus" zu bekämpfen, ein Ziel, das durch totale Militarisierung der Gesellschaft erreicht werden soll. Die europäischen Nachbarstaaten sind von dieser aggressiven Eroberungspolitik Russlands längst alarmiert, das fortgesetzt ganze Soldatenheere für einen zweifelhaften Sieg opfert und in der Ukraine vorzugsweise zivile Ziele unter Beschuss nimmt. Sie bereiten sich auf einen möglichen russischen Übergriff vor, der die Bündnisbereitschaft der NATO auf die Probe stellen würde. Nur in Deutschland, so nehme ich es wahr, herrschen Bedenken und eine große Scheu, verantwortliche Entscheidungen zu treffen. Lieber an dem festhalten, was man einmal für richtig erkannt hat. Lieber der Konfrontation ausweichen.

Das „Manifest", das „Friedenskreise" der SPD vorgelegt haben, ist dafür das jüngste Beispiel. „Das Papier wärmt all die Evergreens auf, die schon von der Friedensbewegung auf den Demonstrationen gegen die Nachrüstung in den Achtzigerjahren gesungen wurden", lese ich in der FAZ (13.6.2025) und kann nur zustimmen, nachdem ich das SPD-Papier im Wortlaut gelesen habe. Die Verfasser und Mitunterzeichner scheinen über die Denkweise der Proteste dieser Zeit nicht hinausgekommen zu sein. Dabei blenden sie gewichtige Unterschiede aus.

» Verhandlungen machen nur Sinn aus einer Position militärischer Stärke und des unzweideutigen Eintretens für Frieden und Gerechtigkeit. «

Damals richtete sich der Protest der westdeutschen Friedensbewegung gegen die Stationierung von US-Mittelstreckenraketen auf deutschem Boden. Die Machtblöcke von Ost und West bedrohten einander im „Kalten Krieg", aber die Politik der atomaren Abschreckung funktionierte: die Sowjetunion führte keinen Krieg gegen ein europäisches Land. Wenige Jahre danach brach die Sowjetunion auseinander und mit ihr die Warschauer Pakt-Staaten. Jetzt haben wir es mit einer russischen Macht zu tun, die einer imperialen Reichsideologie huldigt. Sie sieht sich durch jede demokratische Regung in ihrem Einflussbereich bedroht und arbeitetet mit allen Mitteln daran, westliche Demokratien zu destabilisieren. Besonders in Washington.

Teile des linken SPD-Flügels treten dafür ein, nicht auf weitere Rüstung und Militärhilfe für die Ukraine, sondern auf Diplomatie zu setzen. Es müsse der „Versuch unternommen werden, nach dem Schweigen der Waffen wieder ins Gespräch mit Russland zu kommen, auch über eine von allen getragene und von allen respektierte Friedens- und Sicherheitsordnung für Europa." Das ist naiv und realitätsfern. Kein Wort darüber, wer dieses Gespräch mit wem führen soll und welches Interesse der Kreml an einem Dialog mit deutschen Politikern haben könnte. Erst recht fehlt es an realistischen Vorschlägen, wie die geforderte „schrittweise Rückkehr zur Entspannung der Beziehungen und einer Zusammenarbeit mit Russland" stattfinden kann.

Bisher geführte Verhandlungen haben eines klar gezeigt: Putin ist an einem raschen Waffenstillstand nicht interessiert. Er hält an seinen Kriegszielen fest und verlangt von der Ukraine, seine Bedingungen zu erfüllen, die auf Gebietsverzicht und Entmachtung hinauslaufen. Auch US-Präsident Trump hat den von ihm versprochenen schnellen Friedensschluss nicht erreicht; seine unklaren Drohungen werden in Moskau nicht ernstgenommen, weil ihnen keine Taten folgen. Somit beruht das „Manifest" der SPD-Friedenskreise auf Wunschdenken.

Wer unter den jetzigen Bedingungen für Annäherung an Russland plädiert, hat die Zeichen der Zeit nicht verstanden und hängt in einer Zeitschleife fest. Der Versuch, im friedensbewegten Geist der 1980er Jahre einer expansiven Staatsmacht entgegenzutreten, wird weder eigenen nationalen Sicherheitsinteressen noch der überfallenen Ukraine gerecht, die weiterhin Hilfe braucht. Mit ihrem „Manifest" erhalten die SPD-Linken zudem Applaus von der falschen Seite. Vertreter der AfD, der BSW und der Partei „Die Linke" können sich in ihrer Moskau-freundlichen Haltung bestätigt sehen. Gut möglich, dass die Verfasser das bewusst in Kauf nehmen und hoffen, einen Teil der Wähler zurückzugewinnen, die in ihrer Sehnsucht nach schnellem „Frieden" mit Russland von der SPD enttäuscht wurden.

In der neuen Regierungskoalition mit der CDU/CSU bemüht sich die SPD-Spitze, endlich jene „Zeitenwende" in der Außenpolitik zu vollziehen, die Bundeskanzler Scholz 2022 ausgerufen hat. Das gelingt aber nur, wenn auch in den Köpfen eine Wende vollzogen wird, also die Abkehr von einer Appeasement-Politik zugunsten überzeugender Abschreckung. Verhandlungen machen nur Sinn aus einer Position militärischer Stärke und des unzweideutigen Eintretens für Frieden und Gerechtigkeit.

Eugen Eckert
Pfarrer i.R.
Offenbach

Die Geschichte hinter dem Lied
Ich lobe meinen Gott von ganzem Herzen

Es ist Sommer. In wenigen Tagen breche ich zur autofreien Insel Spiekeroog auf. Vom Festland nehme ich die Fähre, lege ab, lasse hinter mir und richte den Blick nach vorne. Die Luft tut schon mit der Anreise gut. Ich beginne auf- und durchzuatmen. Dem Rhythmus der Gezeiten werde ich am Strand täglich begegnen – auflaufendes Wasser, ablaufendes Wasser. Höhen und Tiefen, Ebbe und Flut. Nichts bleibt auf Dauer und nichts geht für immer verloren. Das kann ich so bestätigen. Es zieht sich durch mein Leben.

Als Frühaufsteher werde ich so oft wie möglich im Sonnenaufgang baden und neu darüber staunen, wie sich am Horizont Himmel und Erde küssen. Durch den Tag sitze ich mit Freunden im Sand. Wir haben Zeit, uns zu erzählen. Wir haben auch Zeit zum Spielen: Boccia, Wikinger Schach, Volleyball. Zum Sonnenuntergang werde ich dann am Strand mit einem Glas Wein in der Hand die letzten wärmenden Strahlen in meinem Herzen sammeln und mich auf dem Rückweg vom überbordenden Sternenhimmel betören lassen. Wenn mein Tag so ist, singe und summe ich bisweilen fast unbewusst ein kleines Lied wie:

„Ich lobe meinen Gott von ganzem Herzen.
Erzählen will ich von all seinen Wundern
und singen seinen Namen.
Ich lobe meinen Gott von ganzem Herzen.
Ich freue mich und bin fröhlich, Herr, in dir.
Halleluja.“

368 Mal erinnert die Bibel daran, wie wichtig Loben ist – und besonders Gott zu loben. Kaum ein Wort nennt sie häufiger als dieses. Und vor allem die Lieder Davids, die Psalmen, sind eine Fundgrube für alle, die das Loben neu oder erneut lernen wollen.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“ mahnt Psalm 103. Der Dichter befürchtet offenbar, ich könnte vergessen, was Gott mir Gutes getan hat. Leider hat er Recht. Vieles, vielleicht zu viel, halte ich für selbstverständlich. Und Vieles halte ich für falsch und beklagenswert. Dann fehlt mir der Sinn für die Wunder Gottes. Dann sehen meine Augen nichts vom Wunderbaren um mich her.

Dann bleibt mein Blick hängen bei Bildern der Kriege, bei zerbombten Städten, bei so vielen Menschen auf der Flucht, gezeichnet von Angst und Hunger und Durst. Dann bleibt mir das Lob im Halse stecken. Und mir ist nach Klage und nach Wut. Damit stehe ich nicht allein. Nach

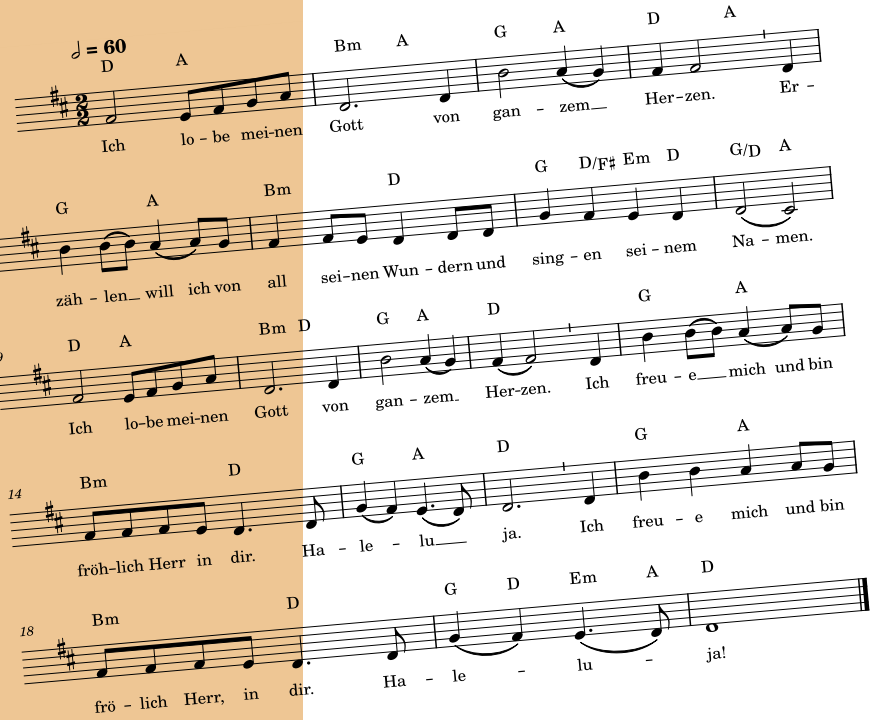


Foto: pixabay.com | Pexels

einigen ihrer kritischen Schriften wurde die Theologin Dorothee Sölle von Freunden gefragt (Fliegen lernen. Gedichte. Fietkau-Verlag, Berlin, S. 6) „Warum sie Gott so selten lobe?". Sie antwortete mit dem Gedicht:

„Verdammt, bin ich's denn?
War der Bund nicht zweiseitig:
Dass er Lobenswertes tut oder vorbeischickt
und ich etwas zum Loben entdecke!

Ein fabelhafter Kontrakt:
Er schickt nichts, ich sehe nichts.
Er war schon immer stumm,
ich schon immer blind.
Das ist die Melodie der Welt."

Genau dieser Melodie der Welt widerspricht in schlichter Schönheit der kleine Choral. Er erinnert daran, dass Gott immer schon Lobenswertes tut und vorbeischickt und kann so heilsame Kräfte entfalten. Er fordert heraus. Jenseits von allem Zerstörerischen und Zerstörten wendet er den Blick hin auf Gelungenes, auf Erstaunliches und Wunderbares. Und damit macht er Lust, uns wechselseitig mit anderen Tönen zu beschenken als denen der harten Realität.

„Was kann Musik uns lehren?" fragt Hazrat Inayat Khan, der indische Mystiker und Musiker. „Musik kann uns zur Harmonie erziehen und darin liegt das Geheimnis oder die Magie der Musik. Wenn man angenehme Musik hört, stellt sich die Harmonie zum Leben her. Daher braucht der Mensch Musik, er sehnt sich nach ihr".

Meinen Wunsch nach Augenblicken der Harmonie trifft das kleine Lied zu Psalm 9 in erstaunlicher Weise. Es stammt von Claude Fraysse und heißt im Original „Je louerai l'Eternel de tout mon coeur". Der Komponist kam im Sommer 1941 in Versailles zur Welt. Als Posaunist war er Mitglied eines Varieté-Orchesters und arbeitete im Showgeschäft mit Größen wie Charles Aznavour, Gilbert Becaud oder Jaques Brel zusammen. Das ist sicher der Grund, warum seine Musik nach Chanson klingt. Im Alter von 32 Jahren hatte er durch die Begegnung mit Alain Berges, einem überzeugten christlichen Musiker, ein Bekehrungserlebnis. Danach stellte der musikalische Tausendsassa, der auch am Saxophon, Akkordeon, Bandoneum und auf der Querflöte zu glänzen vermochte, seine Kreativität in den Dienst der Kirche und des Evangeliums. Seinen Lebenssinn verstand er von nun an missionarisch – mit dem Ziel, durch Musik und Kunst Menschen zum Glauben zu führen. Dazu organisierte er Musikseminare und unterstützte Musikgruppen. 1993 stellte ihn die reformierte Kirche Frankreichs als Pfarrer an. Als Sonderaufgabe erhielt er den Auftrag, durch den Gesang als Evangelist zu wirken. 2012 starb Claude Fraysse.

Sein Loblied trage ich in mir. Besonders, wenn ich bald wieder dem großen Rhythmus aus Ebbe und Flut am Strand begegne und mir die Ambivalenz vor Augen steht, dass nichts auf Dauer bleibt, aber auch nichts für immer verloren geht. Der Prediger Salomo sagt: „Alles hat seine Zeit, weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit, klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit".

Aber jetzt, im Sommer, bin ich umgeben von Schönem, das der „Melodie der Welt" widerspricht. Darum darf Klagen und Weinen für eine Weile in den Hintergrund rücken. Zumindest vorgenommen habe ich mir, mich vom Lachen anstecken zu lassen, mit zu tanzen und vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang Gott zu loben, auch mit dem kleinen Chanson.

Doris Stickler
Journalistin
Frankfurt

Elisabeth Schmitz
Mutig, engagiert, lange unentdeckt

Die „lahmen, über und über in Watte gepackten Äußerungen der Kirchenbehörden" stürzten Elisabeth Schmitz schon früh in Verzweiflung. Mit einem seismographischen Gespür für die drohenden Gefahren bat sie bereits sechs Wochen nach Hitlers Machtergreifung Karl Barth um deutliche Worte. Der berühmte Theologe ließ sich damit bekanntlich Zeit. Sie selbst war von Anfang an eine der radikalsten und konsequentesten Stimmen in der Bekennenden Kirche (BK) und riskierte ihr Leben, um das Verfolgter zu retten. Ihr mutiges Wirken ist bis heute kaum bekannt. Dabei müsste ihr Name an vorderer Stelle stehen, wenn es um herausragende Gestalten des Kirchenkampfes geht. Der Zeitgeschichtler Manfred Gailus spricht von „partieller Erinnerungstrübung" und liefert für das „nicht ganz uneigennützige Verschweigen eingeweihter Großtheologen" eine plausible Erklärung: „Man duldete keine anderen Götter neben sich, schon gar nicht weibliche."

Zeitlebens bescheiden und öffentlichkeitsscheu, hat sich Elisabeth Schmitz gegen die Missachtung nie gewehrt. Ihrer Beerdigung wohnten 1977 nur sieben Menschen bei. Wie couragiert die promovierte Historikerin und Theologin in der Nazizeit handelte, kam erst in jüngster Zeit ans Licht. Wenngleich das Ausmaß ihrer Verdienste nur noch lückenhaft zu ermessen ist - die meisten Zeitzeugen sind tot, ein Großteil der Hinterlassenschaften verloren – ist sich Manfred Gailus gewiss, dass man jene Frau, die „schlicht übersehen, überhört, vergessen" worden ist, „über kurz oder lang in den protestantischen Heiligenstand" erheben wird. Mit seiner 2010 veröffentlichten Schmitz-Biografie trägt der Berliner TU-Professor ein gutes Stück dazu bei.

Einen Meilenstein in der Schmitz-Forschung hatte Gerhard Lüdecke 2004 gesetzt. Als der pensionierte Richter im Keller einer Hanauer Kirchengemeinde den Inhalt einer verstaubten Aktentasche inspizierte, traute er seinen Augen kaum. Neben Briefen und Papieren hielt er das Original von Elisabeth Schmitz' Denkschrift „Zur Lage der deutschen Nichtarier" in den Händen. Die wahre Urheberschaft hatte 1999 zwar bereits Elisabeth Schmitz' ehemalige Schülerin und Freundin, Pfarrerin Dietgard Meyer, nachgewiesen. Die meisten „Experten" ordneten den Text aber nach wie vor einer anderen Verfasserin zu. Der Fund beseitigte nun jeden Zweifel.

Die zwanzig eng getippten Manuskriptseiten sowie drei Briefe, die Elisabeth Schmitz nach dem Novemberpogrom 1938 an Helmut Gollwitzer sandte, zeugen für Gerhard Lüdecke von „ungewöhnlichem Scharfblick" und „vorausschauenden Deutungen von geradezu prophetischer Qualität". So mahnte die Studienrätin bereits 1935 (!): „Es ist keine Übertreibung, wenn von dem Versuch der Ausrottung des Judentums in Deutschland gesprochen wird." Auch Manfred Gailus stuft die wenigen, noch erhaltenen Unterlagen der Vielschreiberin als das „Klarste und Klügste" ein, „was zu dieser Zeit von Zeitgenossen überhaupt gesehen und gesagt werden konnte". Die Bekenntnispfarrer, an die die Denkschrift verteilt worden ist, waren dafür offenbar blind - oder wollten es nicht erkennen.

Hätte Elisabeth die 200 Exemplare namentlich gezeichnet, hätte man sie wenigstens nach Kriegsende nicht so schmählich ignorieren können. Sich als Autorin erkennen zu geben, war freilich viel zu gefährlich. Es grenzt ohnehin an ein Wunder, dass die Dissidentin nie in die Fänge der Gestapo geriet. Schon 1933 nahm Elisabeth Schmitz für mehrere Jahre eine befreundete

Foto: www.gdw-berlin.de

Ärztin, die als evangelische Christin jüdischer Herkunft ihre Existenzgrundlage verloren hatte, in ihrer Berliner Wohnung auf. Dort, wie auch in ihrem Wandlitzer Wochenendhaus, gewährte sie etlichen anderen Verfolgten Unterschlupf und bewahrte sie vor der Deportation. Das Hissen der Flagge und den Hitlergruß lehnte die Studienrätin ebenso standhaft ab wie die Mitgliedschaft im nationalsozialistischen Lehrerbund.

Nach dem Pogrom vom 9. November quittiert sie ihren Schuldienst mit geradezu provozierender Offenheit und teilte der Behörde mit: „Ich kann den Unterricht nicht so geben, wie ihn der nationalsozialistische Staat von mir erwartet und fordert." Im Frühjahr 1939 in den Ruhestand versetzt, verschrieb sich die damals 46-Jährige nun ganz dem Widerstand. In der Berliner BK gehörte Elisabeth Schmitz dem überaus aktiven Kreis alleinstehender, hochgebildeter und qualifizierter Frauen an und engagierte sich in der Dahlemer Gruppe, wo sie die gefährliche Aufgabe übernahm, Juden, die sich taufen lassen wollten, Religionsunterricht zu erteilen. Zudem half sie auf eigene Faust den Verfolgten, wo immer sie konnte.

Im weltoffenen liberalen Protestantismus zuhause – Elisabeth Schmitz studierte unter anderem bei den Theologen Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch - litt sie unsäglich unter dem Versagen der Kirche. „Ich kann dann gar nichts anderes tun als voll bitterer Scham schweigen", offenbarte sie sich in einem Brief. Ausgebombt und schwer erkrankt, kehrte Schmitz 1943 in ihr Hanauer Elternhaus zurück. In ihrer Geburtsstadt unterrichtete sie nach der Befreiung an der Karl-Rehbein-Schule und lebte bis zum Tod zurückgezogen und unerkannt. Ihre imponierenden Taten blieben sowohl der Kirchengemeinde als auch dem Geschichtsverein verborgen. Es hat vermutlich auch nie jemand nachgefragt.

Was man Elisabeth Schmitz zu Lebzeiten vorenthalten hat, wurde ihr posthum zuteil. Als der amerikanische Filmemacher und Theologe Steven D. Martin 2008 von ihrem Schicksal erfuhr, drehte er umgehend den Dokumentarfilm „Elisabeth von Hanau". Manfred Gailus verfasste zwei Jahre später die erste Biografie und verfolgt seither mit Genugtuung das „kontinuierliche Aufsteigen des Schmitzschen Sterns". In der BK einst „unbequeme Außenseiterin" und „lästige Randfigur", zeichne sie sich zunehmend als „historisch bedeutsame Ausnahmeerscheinung" ab. Der Professor im Zentrum für Antisemitismusforschung der TU ist überzeugt, dass die äußerlich unscheinbare Person, für die das christliche Bekenntnis nie eine zu vernachlässigende Größe war, eine angemessene Würdigung als „protestantische Ikone des 20. Jahrhunderts" erfahren wird.

Davon ist sie freilich noch immer weit entfernt – obgleich ihre Denkschrift heute zu den wichtigsten Zeugnissen der Solidarität mit den verfolgten Juden während des NS-Regimes zählt. Ihr mutiges Handeln hat sich inzwischen zumindest etwas herumgesprochen und öffentlich gedacht wird ihr auch. Nach Gerhard Lüdeckes Fund ließen die Stadt Hanau und die Evangelische Kirche Kurhessen-Waldeck 2005 einen Gedenkstein an ihrem Grab errichten. Der Jurist sorgte zudem mit tatkräftigem Einsatz dafür, dass Elisabeth Schmitz seit 2011 in Yad Vashem, der israelischen Holocaust-Gedenkstätte als „Gerechte der Völker" verewigt ist. 2018 wurde an ihrem ehemaligen Berliner Wohnhaus eine Gedenktafel angebracht. Anlässlich des 90. Jahrestags ihrer Denkschrift beauftragte die Stadt Hanau die Fertigung einer Büste. Seit Anfang Mai erinnert jetzt auch ein Werk des renommierten Bildhauers Thomas Duttenhoefer an die unbeugsame Widerständlerin.

Dr. Michael Finzer
Pfarrer i.R.
Wallertheim

Weinlese und Erntedank

Seit Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten lebt die Menschheit im Rhythmus der Zeit. Die Zeit der Traubenernte, die Zeit der Weinlese liegt im Herbst, dazu gehören das Einbringen der geernteten Trauben, der Start der Keltervorgänge sowie der Beginn der Gärungsprozesse im Keller.

Unter anderem durch den klimatischen Wandel, aber auch die Verfeinerung technischer Produktionsprozesse (wie z.B. die Mazeration, das schonende Kaltgärungverfahren) zeigt sich, wie auch in diesem Jahr, dass einige früh reifende Rebsorten schon im August eingefahren werden können. Da neben der Handselektion besonders wertvoller Trauben, bzw. Lagen, verstärkt auch mit Maschinen gelesen wird, ist oft ein großer Teil der Ernte, zumindest was einige Qualitätsstufen bedingt, bereits Ende September oder Anfang Oktober beendet.

Diese etwas vorgezogene Ernte hat jedoch keinen Einfluss auf den Ritus des Erntedankfestes, in dem sich die Dankbarkeit der Menschen für die eingebrachten Ernten bzw. Lesen ausdrückt. Das Erntedankfest ist lebendiger Ausdruck dafür, dass der Mensch im Ernte- und Reifeprozess Gott, den Schöpfer, am Werk sieht. Der Mensch bezieht diese Dankbarkeit auf die Ur-Erfahrung, dass Gott alles Leben geschaffen hat, so wie wir es in den verschiedenen Varianten der Schöpfungserzählungen im Buch Genesis (1. Mose), aber auch in Schöpfungspsalmen oder überlieferten Schöpfungstraditionen wie bei Deuterojesaja (zweiter Jesaja, Abschnitt Kapitel 40-55) lesen können.

Bewährt und beliebt in der Erntedankfest-Tradition ist insbesondere auch der Schöpfungspsalm 104. Unter dem Leitmotiv „Lobe den Herrn, meine Seele" breitet der Psalmdichter, der Psalmbeter, zunächst die Herrlichkeit der Schöpfung Gottes aus (Licht, Himmel, Wasser, Wolken, Winde, Feuer, Erde, Meere, Berge, Täler) und dankt ausgiebig im hymnischen Gesang (Verse 1-9). In den Versen 10-15 werden in Lob und Dank ausgiebig Flora und Fauna gewürdigt, Tiere und Pflanzen, und ganz speziell die Früchte des Feldes und der Natur, die das Leben und Überleben aller Lebeweisen in Sinne von Gottes Schöpfungsauftrag her sichern.

Hier die genannten Verse 10-15 von Psalm 104 in der Übersetzung der Lutherbibel 2017:

„Du lässest Brunnen quellen in den Tälern,
dass sie zwischen den Bergen dahinfließen,
dass alle Tiere des Feldes trinken
und die Wildesel ihren Durst löschen.
Darüber sitzen die Vögel des Himmels
und singen in den Zweigen.
Du tränkst die Berge von oben her,
du machst das Land voll Früchte,
die du schaffest.
Du lässest Gras wachsen für das Vieh
und Saat zu Nutz den Menschen,
dass du Brot aus der Erde hervorbringst,
dass der Wein erfreue des Menschen Herz
und sein Antlitz glänze vom Öl
und das Brot des Menschen Herz stärke."

Foto: pixabay.com | maxmann

Die Überlieferungen zum Thema Wein im Alten Testament (der Hebräischen Bibel) und dem Neuen Testament (der Griechischen Bibel) sind sehr vielschichtig (vgl. dazu auch meinen Übersichtsartikel im „Magazin" 2025/02).

Der Dank für die Vielfalt, die Schönheit und den Ertrag der Schöpfung, verbindet sich dabei mit der Verantwortung für das soziale Leben im Kontext des Weinanbaus und der Weinproduktion sowie der Bereitschaft zu maßvollem, „gesunden" Umgang mit dem Kulturgut Wein. Im Neuen Testament kommen dann die Wundergeschichten im Umgang mit Wein wie z.B. bei der Hochzeit zu Kana (Johannes 2) dazu, viele andere Erzählstränge im Zusammenhang mit Jesus von Nazareth, dem Sohn Gottes. Gewissermaßen theologisch und liturgisch steht dann die Abendmahlsüberlieferung im Zentrum des vergegenwärtigten Christusgeschehens, die Symbole Brot und Wein verweisen ganz kreatürlich-symbolisch auf Leib und Blut Christi. Diese Symbole verbinden die Christinnen und Christen weltweit mit dem Ende der Geschichte damals an Gründonnerstag und Karfreitag – zugleich nehmen sie uns mit in die aktuelle Historie der Auferstehung, auch und gerade fast 2000 Jahre nach der real geschehenen Kreuzigung auf Golgatha, der Schädelstätte außerhalb Jerusalems!

An dieser Stelle sei mir als Autor ein doppelter Regionalbezug gestattet. Innerhalb der Evangelische Kirche in Hessen und Nassau gibt es zwei Regionen, welche sich im Bundesland Rheinland-Pfalz befinden, das Nassauer Land und das Weinanbaugebiet Rheinhessen. Letztgenanntes ist das größte Weinanbaugebiet in Deutschland. Insgesamt gibt es 13 solcher Weinanbaugebiete in der Bundesrepublik. Mehr als 25 Prozent der Rebflächen Deutschlands befinden sich hier in der Gegend zwischen Bingen und Mainz, Ingelheim, Oppenheim, Alzey und Worms.

Eine Zusammenfassung dieses komplexen Themas, also das „Ich-bin-Wort" Jesu als „wahrem Weinstock" klingt in der Mundartübersetzung in den rheinhessischen Dialekt so: *„Ich bin de eschde Woischdogg, un moin Vadder is de Winzer... Bleibd mid mir zamme, dann bleib isch aa mid eisch zamme. ... Isch bin de Woischdogg, ihr seid die Rewe. Wer mid mir zamme bleibd so wie isch mid ihm, der bringd viel Drauwe. Ja, ohne misch kennd ihr nix mache." (Johannes 15).*

Die Übersetzung stammt im Wesentlichen aus: Michael Finzer/Hartmut Keil: Woi in de Bibel. Bibeltexte zum Thema Wein auf Hochdeutsch und in rheinhessischer Mundart, 2016.

Foto: pixabay.com | Isaiasmanica1

Dr. Michael Rydryck
Goethe Universität Frankfurt

Neue Wege zur Theologie

„MainMaster“ und die Möglichkeit, sich neu zu orientieren

Es ist eine Erfolgsgeschichte: Nach langen und hitzigen Debatten machten Ende 2018 die Theologischen Fakultäten und die Landeskirchen gemeinsam den Weg frei für einen neuen theologischen Studiengang. Dieser sollte Menschen, die schon einen Studienabschluss haben und die mitten im Beruf und im Leben stehen, ermöglichen, berufsbegleitend Theologie zu studieren und nach erfolgreichem Abschluss in das Vikariat und den Pfarrdienst einer Landeskirche zu gehen. Gefördert von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau begannen daraufhin die Theologischen Fakultäten in Mainz und in Frankfurt in Kooperation einen solchen Studiengang konkret zu entwerfen und auf den Weg zu bringen. Bereits zum Wintersemester 2020/2021, mitten in der Corona-Pandemie, konnten die ersten Studierenden in den Masterstudiengang „Evangelisch-Theologische Studien“ starten, der bald von Lehrenden und Studierenden nur noch „MainMaster“ genannt wurde. Seitdem startet jedes Jahr im Wintersemester eine neue Gruppe hochmotivierter Quereinsteiger in das Studium der Theologie.

Brigitte Buchsein
Absolventin
und derzeit Vikarin

Theologie in drei Jahren – neben dem Beruf? Geht. Und macht sogar Spaß. Fokussiert aufs Wesentliche, mit klarem Ablauf und Vorlesungen an Wochenenden und Abenden – und doch offen für Diskussionen, mit guten Kontakten, Vielfalt durch die zwei Standorte und die Möglichkeit, zu verschieben. Aber ehrlich: Ohne durchgetaktete Tage, Energie und Durchhaltevermögen geht’s nicht. Und nicht ohne Offenheit für Besonderheiten wie meine als blinde Studentin. Zusätzliche mündliche Prüfungen, Einzeltermine, Abholservice an der U-Bahn – ohne Aufheben, einfach gemacht.

Ebenso beeindruckend wie bereichernd ist die Bandbreite der Studierenden, die diesen Weg zur Theologie einschlagen: Es sind Ärzt:innen und Jurist:innen, Architekt:innen und Musiker:innen, Pädagog:innen und Polizist:innen sowie Menschen aus dem kirchlichen Arbeitsfeld oder dem Gesundheitssektor. Sie bringen neben hoher Motivation ein breites Frömmigkeitsspektrum, ihre eigenen Berufs- und Lebenserfahrungen und ihre eigenen Fragen in das Studium ein. Aus Sicht der Lehrenden ist diese Vielfalt ein großer Gewinn für die Qualität und Tiefe der Seminare. Etwa zwei Drittel der Studierenden streben den Weg in den Pfarrdienst unterschiedlicher Landeskirchen an, andere wollen aus beruflichen Gründen mehr theologische Fachexpertise gewinnen oder sind ganz einfach an theologischen Fragen und Perspektiven interessiert. Im „MainMaster” wollen vielfältige Menschen aus der Mitte unserer Gesellschaft theologisch fragen, theologisch denken, theologisch reflektieren.

Anke Schaefer
Studentin

Es war schon immer die Essenz, die mich interessiert hat. Ich will wissen, was dahintersteht. Wie es so kam, dass es ist, wie es ist. Wenn man ändern will, was ist, weil es ungerecht oder leidvoll erscheint, dann möchte ich wissen, wie man es ändern kann. Auf einer tiefen Ebene. Daher bin ich Journalistin geworden. Als Reporterin und Moderatorin darf ich fragen. So lange, bis eine Erkenntnis aufscheint. Seit dreißig Jahren frage ich journalistisch. Jetzt habe ich beschlossen, theologisch zu fragen. Denn am Ende ist die Essenz transzendent. Das mit Studierenden gemeinsam zu entdecken, die auf demselben Weg sind, ist ein großes Glück.

Was müssen die Studierenden für den „MainMaster" mitbringen? Formal benötigen sie einen ersten Hochschulabschluss und eine fünfjährige Berufserfahrung. Darüber hinaus braucht es Motivation, Zeitressourcen und die Bereitschaft, wieder zu Lernenden zu werden, sich auf neue Perspektiven und Fragestellungen einzulassen. Das Studium sieht zudem geprüfte Griechischkenntnisse und das Hebraicum vor. Beide Sprachen werden oft sowohl berufs- als auch studienbegleitend erworben. Das ist nicht immer einfach, wird aber von den Studierenden trotz der Mehrbelastung als sinnvoll und bereichernd empfunden. Verzichten möchte niemand auf die alten Sprachen. Das Studium umfasst dann historische, bibelwissenschaftliche, dogmatische, ethische, kirchenmusikalische, kulturwissenschaftliche religionspädagogische und praktisch-theologische Inhalte. Natürlich können diese Inhalte in sechs Semestern nicht so breit vermittelt werden, wie in den zehn Semestern des grundständigen Studiengangs. Daher zielt das Studium auf Basis- und Vertiefungswissen, wirft Fragen zum Weiterdenken auf und übt exemplarisch das Einnehmen theologischer Perspektiven ein.

Sven-Thore Kramm
Student

Ich studiere den „MainMaster" nun im vierten Semester und bin begeistert. Auch wenn ich das Erlernen der Alten Sprachen anfangs als eine Zumutung empfand, bin ich mittlerweile dankbar für die Fähigkeit, mir Bibelstellen selbständig übersetzen und erschließen zu können, ohne vorschnell in eingefahrene Lesarten zu fallen. Begeistert bin ich auch von der Offenheit und Leidenschaft der Lehrenden, die uns ermutigen, alles in Frage zu stellen, um die Antwort in dem zu finden, was uns unmittelbar angeht.

Heiko Heidusch
Absolvent
und derzeit
Senior Vice President
Strategic Partnerships and
Alliances der International Airlines Group

Theologie beeindruckt durch Interdisziplinarität. Sie hat starke Bezüge zur Geschichtswissenschaft nahezu aller Epochen, zur Philosophie, zu Sprach- und Literaturwissenschaft, zu Kulturwissenschaften. Der „MainMaster" sieht diese Interdisziplinarität als Stärke und integriert sie. Zudem lässt sich Theologie nie von der eigenen Person lösen – ich befrage und entwickle immer meinen eigenen Glauben. Ich verbinde ihn, mein Denken, meine Auffassung von Leben und Handeln mit gewonnenen Erkenntnissen - und mit denen meiner Mitstudierenden.

Dem breiten Spektrum der Studierenden entspricht die Bandbreite der tatsächlichen Studienverläufe: Viele studieren innerhalb der sechs Semester Regelstudienzeit, andere haben die Zeitressourcen, das Studium in Vollzeit statt berufsbegleitend zu absolvieren, wieder andere benötigen aufgrund beruflicher oder familiärer Umstände etwas mehr Zeit. Ein theologisches Studium für Menschen, die mitten im Beruf und im Leben stehen, benötigt ebenso klare wie flexible Strukturen sowie ein hohes Maß an individueller Betreuung und Beratung. Es ist ein Lernprozess für alle Beteiligten und das ist gut so. Darüber hinaus braucht es für diejenigen, die den Pfarrdienst anstreben, Kontaktflächen zu den Landeskirchen, die insbesondere mit der EKHN und der EKKW gut etabliert sind. Kontakte müssen hergestellt und wechselseitige Erwartungen von Kirchen und Studierenden müssen transparent und offen kommuniziert werden. Hier haben die Fakultäten eine vermittelnde Funktion für beide Seiten.

Oberkirchenrat
Dr. Holger Ludwig
Referat Personalförderung und Hochschulwesen der EKHN

Ich freue mich sehr, dass nunmehr seit über zehn Jahren – zuerst in Marburg und dann auch mit Unterstützung der EKHN in Frankfurt/Mainz – ein zweiter akademischer Zugang zum Pfarramt möglich ist. Wir haben seitdem viele Absolventinnen und Absolventen in das Vikariat und den Pfarrdienst übernommen. Wir machen größtenteils sehr gute Erfahrungen. Die Vikariatskurse sind diverser, unterschiedliche Erfahrungen werden eingebracht. Mich beeindruckt, mit wieviel Engagement, Lust und Hoffnung die Quereinsteiger:innen Theologie studieren und sich auf den Pfarrberuf freuen. In der Tat eine Erfolgsgeschichte!

Wer nach dem erfolgreichen Abschluss des Studiums in das Vikariat und den Pfarrdienst geht, bringt einiges mit für diesen Beruf und diese Berufung: Lebens- und Berufserfahrung, sowohl ein nichttheologisches Studium als auch ein theologisches Studium, Motivation und Reflexionsfähigkeit sowie nicht selten die Erfahrung von Lebenswenden, Neuorientierungen und der Möglichkeit von Aufbrüchen. Viele Wege führen heute zur Theologie und in den Pfarrdienst. Die neuen Studierenden verändern das Theologiestudium und das Studium verändert die Studierenden. Wie beides perspektivisch den Pfarrdienst verändern wird, ist eine spannende Frage. Nach fünf Jahren „MainMaster“ kann man eines mit Sicherheit sagen: Es lohnt sich. Für alle Beteiligten.

Jahrestagung des Evangelischen Bundes

25. bis 27. September 2025
Evangelische Akademie Frankfurt

Bekenntnisse heute

Das Christentum ist eine Bekenntnisreligion. Immer wieder dienten Bekenntnisse der Selbstvergewisserung und Abgrenzung. Dem 325 auf der Synode von Nizäa beschlossenen Glaubensbekenntnis kommt dabei eine besondere Bedeutung zu.
Die Studientagung nimmt das breite Spektrum heutiger, auch säkularer, Bekenntnisse in den Blick. Der Evangelische Bund fragt, welche Bedeutung religiöse Bekenntnisse heute noch haben und welche Rolle sie in den Identitätsbildungsprozessen unserer Gesellschaft spielen.

Bekenntnisse heute

Zwischen Nizäa und Pop Up Church

Jahrestagung des Evangelischen Bundes
25. bis 27. September 2025
Evangelische Akademie Frankfurt/M.

eb EVANGELISCHER BUND

Donnerstag
Eröffnungsgottesdienst
Science Slam

Samstag
Update Ökumene
Reisesegen

Freitag
Studientag
(auch für Tagesgäste)
Vorträge:
Prof. Dr. Karl Pinggéra
Prof. Dr. Thorsten Dietz
Diskussionsrunden
Workshops
Exkursionen
Hessischer Abend

Information zur Anmeldung
online immer aktuell
eb-hessen.de/jahrestagung

JETZT NEU:
YouTube-Kanal!
www.youtube.com/@DerPfarrverein

Unser Konsum darf nicht die Welt kosten.

Eine Welt. Ein Klima. Eine Zukunft.
brot-fuer-die-welt.de/klima
Mitglied der actalliance

Brot für die Welt
Würde für den Menschen.

ALTERSARMUT

Altersarmut bei Rentner:innen wächst weiter

Die Zahl derer in Deutschland, die für ihr Auskommen auf Grundsicherung angewiesen sind, steigt weiter an. Im März dieses Jahres waren 742.410 Menschen auf die zusätzliche Sozialleistung „Grundsicherung im Alter" angewiesen. Das geht aus Daten des Statistischen Bundesamtes hervor.

Im März 2024 waren es noch 719.330 Personen, die diese Leistung in Anspruch nahmen. Das waren 23.080 Betroffene oder 3,2 Prozent weniger.

Binnen vier Jahren sind 172.545 Menschen oder 30,3 Prozent mehr betroffen als noch 2021.

Foto: pixabay.com | Frantisek Krejci

Ein krimineller Clown sitzt auf dem Thron.

Bruce Springsteen rechnet mit der US-Regierung ab

„Ein krimineller Clown sitzt auf Thron. Das Haus steht in Flammen", beklagt Bruce Springsteen (75) Sein letztes Deutschland-Konzert im Juni 2025 in Gelsenkirchen nutzt der „Boss" noch einmal zur Generalabrechnung und Kampfansage gegen die US-Regierung vor 51.000 Fans. Die dreistündige Show gerät zur Abrechnung mit der US-Regierung und zur mitreißenden Rock-Party.

„Das Amerika, das ich liebe, das Amerika, über das ich für euch gesungen habe, das seit 250 Jahren ein Leuchtfeuer der Hoffnung und der Freiheit ist, befindet sich derzeit in den Händen einer korrupten, inkompetenten und verlogenen Regierung. Heute Abend bitten wir alle, die an die Demokratie und an das Beste unseres amerikanischen Experiments glauben, mit uns aufzustehen, ihre Stimme zu erheben und Stellung gegen Autoritarismus zu beziehen und die Freiheit erklingen zu lassen".

Hervorragende Musik mit Haltung zu präsentieren, dafür steht die Rock-Ikone. Springsteen nutzt seine Popularität, um sich gegen die politischen Verhältnisse in seiner Heimat zu stemmen und macht aus dem dreistündigen Konzert eine Mischung aus Protest, Predigt und Party.

Eine Ermutigung – auch für alle deutschen Künstler:innen –, sich für „democraty and more" zu engagieren...

whw

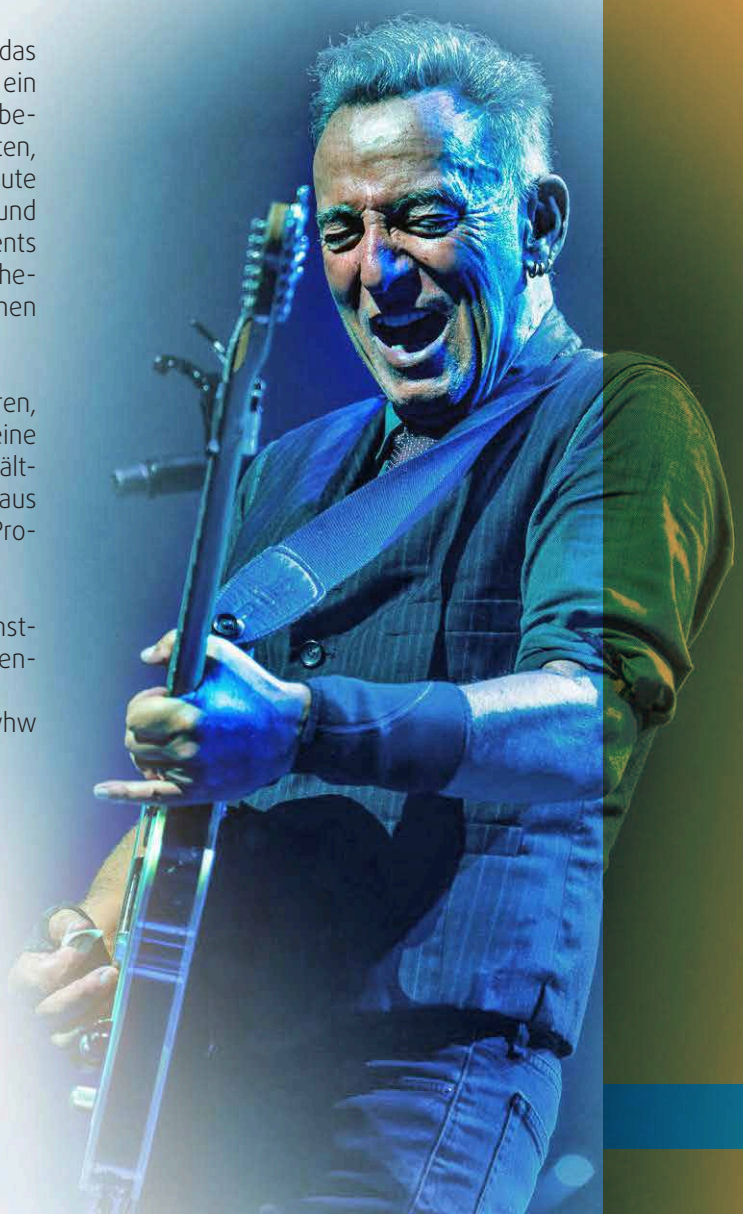


Foto: Facebook von Bruce Springsteen

Saskia Wagner

„Ich freue mich auf zukünftige Herausforderungen auf dem Weg zur Weltherrschaft der Komischen Kunst", so Ihre Worte anlässlich des Starts als Geschäftsführerin im Januar 2024. Was reizt Sie, „Komische Kunst" in das derzeitige Machtgeschehen zu inszenieren?

Vor allem in Zeiten gesellschaftlicher Spannungen oder globaler Krisen offenbart sich die Relevanz der Komischen Kunst für die politische Meinungsbildung in besonderem Maße. Denn ihre ganz konkreten gesellschaftlichen Funktionen sind es, zu kritisieren, zu kommentieren und auf Missstände aufmerksam zu machen. Durch ihre Fähigkeit, komplexe Themen auf humorvolle und zugängliche Weise zu präsentieren, kann sie dazu beitragen, die Dinge aus einem anderen Blickwinkel zu sehen und zum Nachdenken anzuregen – und das auf eine vergleichsweise zugängliche Art. In einer Welt, in der die Informationsflut – vor allem im Netz – immer komplexer oder gar polarisiert wird, ist sie so ein wichtiger Baustein zur Bereicherung gesellschaftlicher Diskurse und zur Förderung des öffentlichen Dialogs.

Angesichts eines besorgniserregenden Rechtsrucks in der Gesellschaft – nicht nur hierzulande – der auf gezielter Desinformation fußt, kann sie etwa ein wichtiges Korrektiv darstellen – wenngleich sie auch immer in der Gefahr steht, instrumentalisiert zu werden. In Bezug auf Antisemitismus blickt die Gattung der Karikatur zum Beispiel auf eine lange und traurige Tradition als Propagandamedium zurück.

Umso wichtiger ist es, dass Häuser wie das unsrige in ihren Ausstellungen Haltung beziehen, die gezeigten Exponate neben den ihnen eigenen Mitteln der Übertreibung und Verzerrung aber auch immer im Kern faktenbasiert sind und so einen Beitrag zu einer bewussteren und offeneren Welt leisten können.

Saskia Wagner wurde 1982 in Kassel geboren und studierte Komparatistik, Amerikanistik und Gender Studies in Göttingen. Seit 2009 in der Kasseler Caricatura - Galerie für komische Kunst beschäftigt, hat sie seit 2024 die Geschäftsführung und Leitung der Galerie übernommen. Sie ist auch Jurymitglied beim Deutschen Cartoonpreis.

Foto: Jörg Kempe

Markus Grolik

Wann – so ihre persönliche Meinung – ist in diesem Zusammenhang eine Karikatur gut bzw. gelungen? Zeigen Sie, wenn Sie mögen, gerne konkrete Beispiele...

Die Spielarten der Komischen Kunst sind vielfältig und so kann auch eine Karikatur bzw. ein Cartoon auf verschiedene Arten gelungen sein.

Der Münchner Zeichner Markus Grolik gewann den „Deutschen Cartoonpreis 2024" – völlig zu Recht – mit einem der ebenenreichsten mir bekannten Cartoons, in dem es ihm gelang, einen ganzen Fächer hochaktueller Themen und deren komplexe Zusammenhänge in einem Bild zu verdichten – von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in einer Welt, über die Situation auf dem Wohnungsmarkt, über fehlende Betreuungsmöglichkeiten bis hin zur Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen allgemein.

Eine Karikatur kann aber etwa auch einen Perspektivwechsel herbeiführen, indem sie zwei Themen miteinander verbindet, die auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben. So ließ Pascal Heiler etwa im Nachgang der Fußball WM im Jahr 2022 in einem seiner Cartoons seinen Protagonisten aus der Zeitung vorlesen: „Deutschland ist bei der Digitalisierung in der Vorrunde ausgeschieden." Dieses Beispiel lebt neben der Kürze und Prägnanz vor allem von der Fallhöhe.

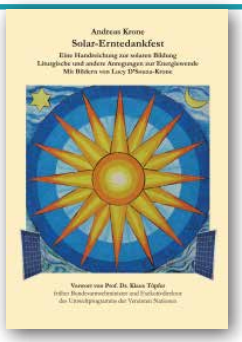
In keinem Ausstellungshaus wird mehr gelacht als in einem Haus wie Ihrem. Warum haben die Leute in anderen Museen oder Galerien so wenig zu lachen?

In der Tat fanden wir vor einigen Jahren in unserem Gästebuch den charmanten Eintrag: „Die lauteste Galerie der Welt – einfach herrlich." Aber auch Ausstellungshäuser mit anderen Schwerpunkten sind heutzutage sehr vielseitig in der Präsentation ihrer Inhalte – und glücklicherweise längst nicht mehr spaßbefreit. Während in diesen Zusammenhängen jedoch humorvolle Inhalte eher der Auflockerung dienen, sind sie bei uns integraler Bestandteil der Ausstellungen. Dabei ist das Lachen unserer Besucher:innen nicht unbedingt immer Ausdruck von Spaß oder Freude. Lachen kann auch eine kathartische Funktion haben. In unserer letzten Ausstellung haben wir etwa „Die Zukunft in Cartoons" gezeigt. Ein Gedanke bei der Konzeption war, den Zukunftsängsten der Menschen – auf persönlicher Ebene oder auch global gesehen – etwas entgegenzusetzen. So kann etwa der durch eine Karikatur herbeigeführte Perspektivwechsel zum Abbau negativer Gefühle und so zu einer Art Entlastung führen.

Pascal Heiler

Unseren drei Fragen stellen sich Menschen, die aus der Region der EKHN / der EKKW stammen oder hier beruflich tätig sind.

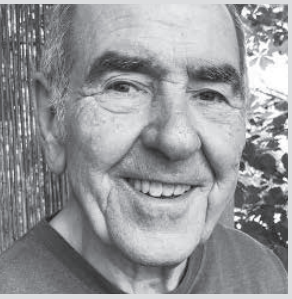
Dr. Michael Heymel
Pfarrer i.R.
Limburg/Lahn



Andreas Krone:
Solar-Erntedankfest. Eine Handreichung zur solaren Bildung
Books on Demand,
Norderstedt 2024, 88 S.,
ISBN: 978-3758312885

Der Klimawandel ist durch die Zunahme von Treibhausgasen in der Atmosphäre verursacht, die zum Großteil durch die Verbrennung fossiler Brennstoffe entstehen. Alle reden davon, aber wer ändert deshalb seinen Lebensstil?
Einer, der seit vielen Jahren daraus Konsequenzen zieht, ist Andreas Krone, Pfarrer der EKHN, seit 2018 im Ruhestand. Er hat früh erkannt, dass wir einen anderen Umgang mit der Natur und andere Formen der Energiegewinnung brauchen. Für seine praktischen Vorschläge, wie Kirchengemeinden regional und weltweit die Energiewende fördern können, beruft er sich auf den einfachen Grundsatz: „Zurechtkommen mit dem, was vorhanden ist". Das bedeutet für ihn persönlich, mit Energie sparsam umzugehen und im Pfarramt darüber nachzudenken, was die Kirche vor Ort zum Umweltschutz und zu umweltfreundlichen Arten der Energiegewinnung beitragen kann.

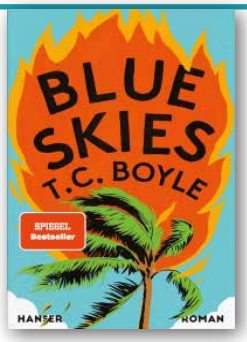
Mit Photovoltaik und Solarthermie sind inzwischen technische Möglichkeiten verfügbar, Sonnenkraft für Stromerzeugung, Heizung und Wassererwärmung zu nutzen. Diese Kraft sieht Krone als „ein Geschenk der Sonne, ja Gottes an uns." So kam er dazu, Erntedank als Solar- und Energie-Erntedank zu verstehen, und entwickelte Projekte zur Gestaltung dieses Festes. Sie sollen den Menschen helfen, Technologien zur Ernte von Sonnenenergie zu verstehen, die der Vielfalt der Natur keine Schäden zufügen, und sie „ermutigen, sie in ihrem eigenen Leben einzusetzen."
Krone verbindet seine Ideen als ‚Umweltpfarrer' mit farbintensiven Bildern der indischen Künstlerin Lucy D'Souza-Krone, und dem Begriff der Viriditas, mit dem Hildegard von Bingen eine Mensch und Kosmos durchdringende lebendige Grünkraft bezeichnet. Im liturgischen Teil der Handreichung finden sich neben spirituellen Texten Hildegards auch solche der altindischen Tradition, der Kirchenväter und moderner Autoren. Etwas unvermittelt stehen an Erde und Sonne adressierte Gedichte neben Gebeten, die sich an Gott als Schöpfer wenden. Krones Anregungen, in Gottesdienst und Gemeindepraxis den Sinn für die Schönheit der Erde und den Nutzen erneuerbarer Energien zu stärken, sind aktueller denn je. Sie sollten von vielen aufgenommen und weitergeführt werden.



Manfred Holtze
Pfarrer i.R.
Offenbach

Helmut Harsch:
Zufall – Ereignis – Geistesgegenwart. Lebenserinnerungen
R. G. Fischer Verlag,
Frankfurt 2025, 216 S.
ISBN 978-3830194026

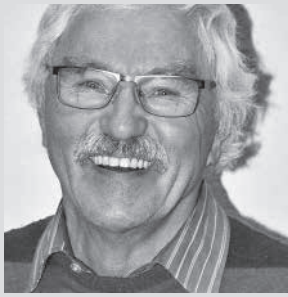
„Zufrieden sind wir dann mit unserem Leben, wenn es als Ganzes betrachtet gelingt." Dieser Satz des Philosophen Michael Bordt SJ (Was in Krisen zählt. Wie Leben gelingen kann, 2018, S. 46) bringt den Grundton zum Ausdruck, der die Lebenserinnerungen von Helmut Harsch durchzieht. Verfasst hat er diese im Alter von 95 Jahren im Seniorenzentrum der Evangelisch-methodistischen Kirche in Nürnberg, wohin er 2019 zog. Mit seinem Umzug in eine Einrichtung der Evangelisch-methodistischen Kirche knüpfte er an seine Kindheit und Jugend in einem methodistischen Elternhaus, an Teile seiner theologischen Ausbildung in methodistischen Einrichtungen und an seine Tätigkeit als Methodisten-Prediger an. Seine innere Bereitschaft, sich auf neue Wege einzulassen, zeigte sich allerdings schon darin, dass er evangelische Theologie an einer staatlichen Fakultät studierte, und zwar in Erlangen/Tübingen. Adolf Köberles Seminar über „Theologie und Tiefenpsychologie im Gespräch" öffnete ihm die Tür zuer für ihn folgenreichen Welt. So ergriff er die Gelegenheit, sich am Stuttgarter „Institut für Psychotherapie und Tiefenpsychologie" zum Psychoanalytiker ausbilden zu lassen. Fortan wurde sein Lebensweg von der engen Verzahnung von Theologie und Psychotherapie bestimmt. Fort- und Weiterbildungsreisen in die USA erweiterten sein psychotherapeutisches Spektrum und flossen in seine Arbeit ein: als Gründungsleiter der Evangelischen Beratungsstelle einschließlich der neuen Telefonseelsorge in München, als Professor für Pastoralpsychologie und Seelsorge am Theologischen Seminar der EKHN in Friedberg und – nach seiner Emeritierung gemeinsam mit seiner Frau Karin – als Psychotherapeut in eigener Praxis. Das Buch ist ein gut zu lesender biographischer Zugang zur Geschichte der Seelsorgebewegung.



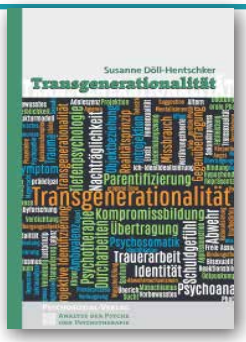
T. C. Boyle:
Blue Skies
Hanser Verlag,
400 Seiten.
ISBN 978-3446276895

„Überall waren Flüchtlinge. Der Wein schmeckte nach Asche", so beschreibt T. C. Boyle die Situation in Kalifornien, wo Wälder und Häuser lichterloh brennen.
Südlich in Floridas Sumpfgewässern allerdings „gibt es für den ganzen Rest der Woche Springfluten und prasselnden Regen", prophezeit R.J. der Lebenspartner von Cat. Er hatte ihr jüngst eine Schlange verkauft, die sie als Schmuck um den Hals trägt.
Alles geht den Bach runter. Cooper, der Bruder von Cat, verliert wegen Amputation seines rechten Unterams, ausgelöst durch einen Zeckenbiss, seine Selbstsicherheit, Cats Tochter Sierra wird von der Schlange erdrosselt.

Boyle, 1948 im Staat New York geboren, lebt und unterrichtet an der Universität von Südkalifornien in Los Angeles. Er wuchs in schwierigen Verhältnissen auf, Vater und Mutter waren Alkoholiker. Der „Bürgerschreck" der amerikanischen Literatur wurde mit zahlreichen Preisen für seine Kurzgeschichten und Romane gewürdigt.
Cooper und Cat sind die dreißigjährigen Kinder eines Arztehepaares im Ruhestand. Bruder und Schwester werden durch die Klima-Katastrophe voll getroffen. Strohtrockene Böden und Flüsse, die zu Rinnsalen werden machen ein Leben in der Natur fast unmöglich.Der hochtechnisierte Haushalt der Eltern versagt angesichts der Urgewalten. Lediglich Alkohol ist stets zur Stelle - eine versteckte Hommage an seine Eltern?
Doch der in weiten Teilen dystopische Roman endet nicht hoffnungslos. Cat zieht es trotz allem zurück nach Kalifornien und Cooper entdeckt trotz aller Verwüstungen eine Lichtung mit flatternden Monarchfaltern. Wer Lust auf Ökokrimis hat, sollte „Blue Skies" nicht verpassen, – auch als Theaterstück zu sehen!



Dirk Römer
Pfarrer i. R.
Lorsch



Susanne Döll-Hentschker:
Transgenerationalität. Analyse der Psyche und Psychotherapie
Psychosozialverlag 2025,
142 Seiten,
ISBN: 978-3837932027

Nach dem ersten Durchgang durch die Geschichte der Beschäftigung mit „Kriegsneurosen" und deren Weitergabe beschäftigt sich die Autorin ausführlich mit den Traumata der Opfer des Holocaust und der Weitergabe an die „zweite" und dann „dritte" Generation.
Mit einem weiten Blick in die Forschung beschreibt sie, wie bei Überlebenden aufgrund der traumatischen Erfahrungen - wobei Kinder noch einmal besonderen Stressfaktoren ausgesetzt sind - auch zum Selbstschutz bestimmte Verhaltensweisen auftreten. Diese zeigen sich beispielsweise im Fehlen einer Beziehungsbereitschaft oder in einer diffusen Präsenz von Aggressionen (S.24) und sind auch für nachfolgende Generationen spürbar. Die erlebten Traumata waren und sind für die Opfer, trotz aller Möglichkeiten einer posttraumatischen Bewältigung immer präsent (S. 34). Gleichwohl sich eine Vielfalt von Verhaltensweisen der Opfer auf erlittene Traumata zurückführen lässt, haben viele Opfer geschwiegen, auch, um die zweite und dritte Generation zu schonen.
Für die Psychoanalyse – und das lässt sich auf die Seelsorge übertragen – kommt die Autorin zu dem Schluss, dass bei Nachkommen der Opfer neben der individuellen Lebensgeschichte im psychoanalytischen Kontext immer auch die Familiengeschichte mit zu berücksichtigen ist (S. 44). Ähnliches gilt für die „dritte Generation", also die Enkel. In der verwendeten Begrifflichkeit weist die Autorin auf die Notwendigkeit hin, sehr deutlich zwischen den Opfern einerseits und den Tätern und Mitläufern andererseits, sowie den jeweils nachfolgenden Generationen zu unterscheiden.
Resilienzfaktoren und Erkenntnisse zur transgenerationalen Weitergabe in Familien prägen die abschließenden, sehr differenzierten Kapitel. Auch das Bindungsverhalten der Eltern- und der nachfolgenden Generationen kommt in den Blick.
Das Buch ist für die Seelsorge lesenswert, da es den Blick dafür öffnet, wie unbewältigte traumatische Erfahrungen sich in den Verhaltens- und Denkweisen sowie Erkrankungen bei den nachfolgenden Generationen finden können. Dies gilt umso mehr, als auch heute noch Menschen durch Krieg und Gewalt traumatisiert werden.

Christian Wiener
Pfarrer / Supervisor (DGfP)
Schwalbach

RICHARD YATES

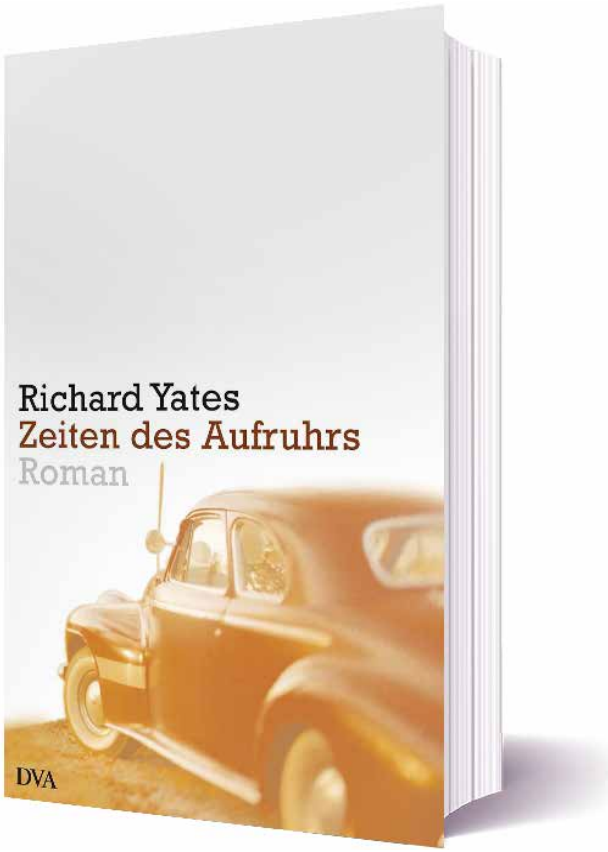
ZEITEN DES AUFRUHRS

Im amerikanischen Roman der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gibt es einen idyllischen Ort für Unglück: Suburbia. Hier, im Vorort, mit seinen gepflegten Gärten und Holzhäusern, leben die, die nie etwas anderes wollten, neben denen, die ganz entgegen ihrer Pläne hier gelandet sind. Die Wheelers gehören zu letzteren. Noch vor kurzem hätten April und Frank sich nicht vorstellen können, hier zu landen: mit ihren zwei kleinen Töchtern in einem bescheidenen Haus samt Panoramafenster, das sie der Nachbarschaft wie durch die Scheiben eines Aquariums ausliefert. Bisher hatten sie sich immer für etwas Besonderes gehalten – sie: eine angehende Schauspielerin, er: ein Intellektueller. Jetzt steht April mit der Laiengruppe des Örtchens auf der Bühne, und so sehr sie sich auch anstrengt, wird das Theaterstück eine einzige Blamage. „Ihr einziger Gedanke, klar wie der Schweiß auf ihren Gesichtern, bestand inzwischen darin, dieses wahrhafte Trauerspiel so rasch wie möglich hinter sich zu bringen. Die Aufführung schien sich stundenlang hinzuziehen, eine grausame, endlose Geduldsprobe; April Wheelers Darbietung war so schlecht wie die der anderen, wenn nicht sogar noch schlechter. (...) Das Fallen des Vorhangs war ein wahrer Gnadenakt."

Ausgehend von diesem Fiasko, mit dem der Roman „Zeiten des Aufruhrs" beginnt, nimmt das Unheil seinen Lauf: Das fragile Netz der Wheeler'schen Ehe beginnt sich aufzuribbeln. Denn hinter der Fassade des idealen Paars sind April und Frank schon lange frustriert und unzufrieden mit ihrem Leben. Als der Versuch, aus dem konventionellen Leben auszubrechen und nach Paris zu ziehen, scheitert, eskalieren die Spannungen. April fühlt sich immer isolierter. Ihre letzte verzweifelte Entscheidung hat tragische Konsequenzen.

Als 1961 „Revolutionary Road" erschien, wie der Roman im Original hieß, war sein Autor Richard Yates bereits Mitte dreißig und zuvor nur durch einige Erzählungen aufgefallen. Der Roman war ein Erfolg – er sollte fast sein einziger bleiben; von Kolleginnen und Kollegen geschätzt, war Yates zeitlebens ein Geheimtipp. Zu einem guten Stück lag dies wohl in der Wahl seiner Charaktere begründet: In seinen sechs Romanen und drei Erzählbänden sind es vor allem die „ordinary people" auf die er schaut. Seine Charaktere, sagte er in einem Interview von 1971, „rennen alle umher und versuchen, ihr Bestes zu geben – sie versuchen, innerhalb ihrer bekannten oder unbekannten Grenzen gut zu leben, sie tun, was sie nicht lassen können, und scheitern letztlich und unvermeidlich, weil sie nicht anders können, als die Menschen zu sein, die sie sind. Das ist es, was am Ende das Unglück herbeiführt." Helden, ein Happy End gar: Fehlanzeige. Stattdessen ein ebenso kristallklarer wie emphatischer Blick auf das Scheitern als condition humaine.

Mit Unglück kannte Yates sich aus – er hatte davon selbst ein gerüttelt Maß abbekommen. 1926 in eine zerbrechende Familie geboren, blieb er nach der Scheidung der Eltern bei seiner Mutter Dookie: einer psychisch instabilen, erfolglosen Bildhauerin,



Annette Mingels

die ihre Lebensunfähigkeit gerne hinter der Aura einer Bohemiène verbarg. Unzählige Male musste sie mit Richard und seiner fünf Jahre älteren Schwester Ruth umziehen, um den Gläubigern zu entkommen. Wie ein roter Faden windet sich dieses Thema durch das Werk von Yates: die unerwünschten Neuanfänge (immer wieder sei er „der einzige neue und der einzige arme Junge" gewesen, schreibt er in einer seiner Erzählungen), die Unzuverlässigkeit der Mutter, ihr vergebliches Streben nach Ruhm, während sie den Vater, der seine eigenen künstlerischen Bestrebungen zugunsten eines Brotjobs aufgab, um die Familie über Wasser zu halten, als Langweiler und Spießer verunglimpft.

Wie seine Eltern und seine Schwester wurde auch Yates selbst alkoholkrank und lebte in ökonomisch schwierigsten Verhältnissen. Seine letzte Station war das Städtchen Tuscaloosa im US-Bundesstaat Alabama, wo er Kreatives Schreiben unterrichtete. Wenn er mit seinem Uralt-Mazda durch die Straßen kurvte und dabei abwechselnd einen Zug von der Zigarette und einen aus dem Sauerstofftank nahm, den er wegen seiner Lungenkrankheit immer mit sich führen musste, war er das Kuriosum der Stadt – „Bombe auf Rädern" nannten ihn seine Studenten. Als er 1992 starb, suchte man sein neuestes Manuskript im frugal möblierten Appartement, in dem er zuletzt gelebt hatte. Nach Stunden fand man es: im Kühlschrank lag es; sein einziger wertvoller Besitz am einzigen feuersicheren Platz der Wohnung.

Erst Jahre nach seinem Tod wurde Yates wiederentdeckt – ausgelöst durch den wütenden Essay eines anderen Schriftstellers, dem Bestseller-Autoren Stewart O'Nan. „Wie kann ein Autor, der bei seinen Kollegen derart anerkannt und sogar geliebt war, ein Autor, der fähig ist, seine Leser so tief zu bewegen, praktisch vergriffen sein, und das in so kurzer Zeit?", fragte O'Nan in seinem Essay von 1999. So treffend wie kaum ein anderer veranschauliche Yates „die Verlorenheit des Zeitalters der Angst"; er habe „Ikonen der amerikanischen Literatur wie Raymond Carver und Andre Dubus beeinflusst" und sei „in seiner Prosa und der Wahl seiner Charaktere so gerade und direkt". Dennoch seien seine Bücher nur noch antiquarisch erhältlich. „Und wie kommt es, dass das niemand weiß? Wie kommt es, dass niemand etwas dagegen tut?"

Tatsächlich rüttelte der Essay die Literaturwelt auf. Andere Autoren wie Richard Ford und Richard Russo setzten sich für Yates ein; bereits im Folgejahr erschien eine Neuausgabe von „Revolutionary Road", 2008 folgte die Verfilmung mit Kate Winslet und Leonardo Dicaprio, die eine breite Yates-Begeisterung nach sich zog. Auch in Deutschland wurden die Bücher von Richard Yates neu übersetzt. Bei der Deutschen Verlagsanstalt liegen inzwischen sechs Romane und drei Erzählbände vor. Psychologisch genau, sprachlich virtuos und mit emphatischem Blick nähert sich Yates darin seinen Figuren, die Prosa ist kristallklar, die Bilder unverbraucht. Ein großes Glück für alle, die Literatur lieben.

Foto: www.annettemingels.de
JJ Corrigan

Richard Yates:
Zeiten des Aufruhrs

Deutsche Verlags-Anstalt
368 Seiten, ISBN: 978-3421056078

Persönliche Nachrichten

Falls Sie Ihren Namen hier vermissen, fehlt uns vermutlich Ihre Einverständniserklärung zum Datenschutz. Bitte reichen Sie diese dann nach.

Hessen-Nassau

Ordinationsjubiläen:

August:
Hans Blum, 29.08.1965
Herberg Turowski, 17.08.1975

September:
Robert Cachandt, 07.09.1975
Hans Hipp, 26.09.1954

Geburtstage:

Nachträglich für Mai:
Rainer Braun, 80 Jahre

August:
Hans-Bernd Berkler, 80 Jahre
Hans Blum, 90 Jahre
Otto Dettmering, 93 Jahre
Adolf Ludwig, 89 Jahre
Johannes Mingo, 90 Jahre
Anita Müller-Friese, 75 Jahre
Rolf Niemz, Rolf, 85 Jahre
Dieter Ruhland, 88 Jahre
Runfried Schuster, 89 Jahre
Helmut von Seltmann, 87 Jahre
Bernd Wangerin, 85 Jahre

September:
Wilfried Beck, 88 Jahre
Hartmut Clotz, 93 Jahre
Gerold Grune, 86 Jahre
Elisabeth Ickler, 75 Jahre
Thomas Koelewijn, 80 Jahre
Dieter Michaelis, 95 Jahre
Hans-Horst Zeller, 93 Jahre

Verstorben:

Hans-Eberhard Ruhl, 01.03.2025, 83 Jahre
Hans-Gerhard Beier, 22.03.2025, 83 Jahre
Wilfried Roth, 11.04.2025, 95 Jahre
Heinrich Meissner, 16.04.2025, 83 Jahre
Friedrich-Karl Voll, 16.05.2025, 85 Jahre

Kurhessen-Waldeck

Ordinationsjubiläen:

September:
Klaus Georg, 14.09.1975
Erhard Giesler, 28.09.1958

Geburtstage:

Nachträglich für Juni:
Heidrun Strippel, 60 Jahre

August:
Gisela Credé, 80 Jahre
Nina Jung, 88 Jahre
Dr. Brigitte Keller, 89 Jahre
Brigitte Leppin, 90 Jahre
Hilmar Walter Richter, 89 Jahre
Erika Stepf, 88 Jahre
Eckhard Veigel, 85 Jahre
Dr. Martin Winter, 85 Jahre
Annegret Wolf, 85 Jahre
Michael Zink, 60 Jahre

September:
Friedrich Berger, 70 Jahre
Rosemarie Dalmer, 86 Jahre
Hans Dieter Deist, 65 Jahre
Werner Ewald, 65 Jahre
Heide Ickes, 86 Jahre
Claus-Gottfried John, 85 Jahre
Andrea Koch, 60 Jahre
Renate Linz, 87 Jahre
Agathe Loose, 95 Jahre
Erika Minhöfer, 90 Jahre
Peter Schau, 86 Jahre
Eva Teetz, 85 Jahre
Irene Trachinow, 91 Jahre
Dr. Peter Weigandt, 90 Jahre

Verstorben:

Annette Reidt, 25.04.2025, 60 Jahre

Neues Mitglied:

Anne Rudolph

Leser:innen-Zuschriften

Zuschrift zu Magazin 3/2025 (Zuschrift Dorothe Kiel, Essen, auf Seite 39):

Dorothe Kiel stellt die Frage, warum sich in den letzten Jahren so viele Menschen von der Kirche entfremdet haben und was das mit der Arbeit unserer Pfarrer:innen-Generation zu tun hat.

Ich war in etwa demselben Zeitraum wie sie von 1982 – 2022 Pfarrer. Auf eine so komplexe Frage gibt es natürlich keine einfachen Antworten, darum einige Anmerkungen: In den sogenannten westlichen Kulturkreisen hat die Säkularisierung eine Dynamik bekommen, die von keiner Kirche aufgehalten werden kann. Darum waren auch Aktionen wie „Wachsen gegen den Trend" zum Scheitern verurteilt und haben nur zur Überforderung beigetragen. Dennoch bin ich davon überzeugt, dass die Art des kirchlichen Handelns und der pastoralen Tätigkeit nicht gleichgültig sind. Die Freiburger Studie unterscheidet darum von den Auswirkungen des Megatrends und den „kirchlich verursachten" Gründen, in der Kirche zu bleiben. Aber auch hier gilt Vorsicht: Selbst Menschen, die positive Erfahrungen mit Kirche und ihrem Personal gemacht haben, treten heute aus der Kirche aus.

Ich habe in den vergangenen Jahrzehnten in den Gemeinden viele mit Lust an der Arbeit für neue Formen von Gottesdienst und Gemeindearbeit gewinnen können. Dabei weiß ich wohl, dass heute wiederum neue Ideen gefragt sind und ich bin begeistert, wie Tauffeste, Aktionen wie „Einfach heiraten" und Gottesdienste an neuen Orten und mit neuen Formen gefeiert werden.

Nicht folgen kann ich Dorothe Kiel, dass es Pfarrer:innen nicht mehr möglich gewesen sei, Seelsorger:innen zu sein. Dem widerspreche ich entschieden. Vielleicht sind Seelsorgegespräche im Sinne der reinen Lehre von KSA eher selten, aber letztlich kann man doch nicht Pfarrer:in gewesen sein, ohne im Zusammenhang von Kasualien und Unterricht sowie in der alltäglichen Kommunikation mit Menschen seelsorgerlich tätig gewesen zu sein.

Schlichtweg falsch ist auch die Behauptung, in der EKKW hätten Jugendarbeiter:innen für den Erhalt von Häusern entlassen werden sollen und die Einführung des PCs im Pfarramt habe das Ziel gehabt, Pfarramtssekretär:innen zu entlassen.

Bernd Böttner, Grebendorf

Zu meiner Freude sind seit dem ersten Erscheinen des „ Magazins" der Gehalt und die Informationen profilierter geworden und der unnötige Illustrierten-Charakter ist etwas zurückgetreten.

Die Hinweise auf Hans-Dieter Hüsch z. B. sind erhellend und erinnern an die vielen Kabarettabende im Unterhaus in Mainz, zu denen wir immer gern gegangen sind, seine Zitate sind für mich in viele Rundfunkandachten und Predigten eingegangen und gehen es noch. Er war ein gekonnter poetischer Überbringer auch christlicher Überzeugungen und Werte.

Leider nicht verändert hat sich der selbstherrliche Stil der Editorials, der mit wohlfeilen Anmutungen versucht aus dem Ruhestand eines Pfarrers und verantwortlichen Redakteurs heraus den Leitenden und den Gemeinde-Pfarrer:innen einen Spiegel vorhalten zu müssen. Das nervt und dazu kann ich nur raten, Sprüche 17, 24 und 27 (BB) ernster zu nehmen.

Aber ansonsten: Danke, das Niveau hat sich gehoben.

Paul Geiß, Berlin

Kirche 2030: Wenn die Glocken rückwärts läuten. Was ist dann zu tun?

Schon lange sinken die Mitgliederzahlen der EKHN. Trotzdem war in der Vergangenheit immer genug Geld da, um die Kirche anders zu gestalten. Zuletzt geschah das durch die Strukturreform. Es wurde viel Geld in die Hand genommen um die Häuser der Kirche zu mieten, zu erwerben oder zu bauen. Auch in Personal wurde investiert, vor allem bei den Dekanaten. Die Dekaninnen hatten keine Aufgaben mehr in den Gemeinden und wurden hochgestuft. Daneben gab es reichlich Dekanatsstellen. Geld war da.

Jetzt sehen die Bedingungen plötzlich anders aus. Er muss Geld eingespart werden. Gebäude werden aufgegeben, Gemeinden werden zu Nachbarschaftsräumen zusammengelegt. Damit verliert die einzelne Gemeinde an Einfluss und Gewicht. Teilweise verschwindet ihr Name.

Ich will das nicht. Ich möchte die Kirche in meiner Nähe und erreichbar haben. Ich möchte meinen sonntäglichen!!!! Gottesdienst an meinem Wohnort haben. Ich möchte meiner Pfarrerin die Hand geben können, und sie nicht nur im Notfall und per Telefon erreichen.

Wen schon gespart werden muss, dann sollte ganz zuletzt die Gemeinde beschnitten werden. Ich bezahle meine Kirchensteuer, weil ich betreut werden möchte. Die Wurzel, aus der die Kirche wächst, ist die Gemeinde. Hier muss investiert werden. Pflegen sie den Baum, indem sie seine Wurzeln stärken, statt sie verkümmern zu lassen. Die Kirche lebt vom Geld und Engagement ihrer einzelnen Mitglieder. Schließen sie lieber ein Haus der Kirche, als ein Gotteshaus.

Zuletzt: Informieren sie die Gemeindemitglieder über das, was sie vorhaben. Ich habe den Eindruck, dass man um des „lieben" Friedens willen Transparenz vermeidet.

Die Mitglieder rebellieren. Wenn das nicht gehört wird, dann laufen sie weg. Man kann auch ohne Kirche leben oder sich anders organisieren.

Ulrich Biedert, Rüsselsheim

Bettina von Haugwitz
Pfarrerin
Vorsitzende
Bad Emstal-Sand

Jahresbericht

Der neue Vorstand

Im neuen Vorstand arbeiten seit September 2023 zusammen: Bettina von Haugwitz (Vorsitzende), Andraes Rohnke (Stellvertretung), Laura Baumgart, Dirk Wilbert und Simone Schneider (bis Oktober 2024). Ab Oktober 2024 Theresa Noack, die aufgrund ihrer Elternzeit ihr Amt im November niedergelegt hat, so dass Jan Homann seither mitarbeitet. Als „Schatzmeister" ist Christian Stoeldt aus dem Kirchenkreisamt Marburg regelmäßig mit dabei und – wenn es möglich ist – Chefredakteur Wolfgang H. Weinrich.

Die konstituierende Sitzung fand in Mücke statt, nach einer gemeinsamen Sitzung mit dem Vorstand des Pfarrvereins der EKHN. Zukünftig soll es nach Ansicht der Vorstände zwei gemeinsame Treffen jährlich geben. Als besondere Termine sind sowohl das gemeinsam vorbereitete „Motivations-Camp" im Februar 2023 in der Evangelischen Akademie Frankfurt, als auch das Ordinations-Jubiläum im September in Bad Hersfeld, sowie der deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrer-Tag in Kaiserslautern hervorzuheben.

Immobilien

Der Verein besitzt verschiedene Immobilien in Marburg und Kassel. Insgesamt sind es 21 Wohnungen, die in der Regel an Vereinsmitglieder oder deren Angehörige vermietet werden. Leerstand gibt es derzeit nicht. Vermietungsgesuche werden im Magazin veröffentlicht. Das Kirchenkreisamt Marburg, Björn Korn, erteilt bei Bedarf gerne Auskunft. Die Wohnungen sind in einem guten Zustand, im Berggarten in Kassel steht eine Dachsanierung bevor. Im Zuge dessen soll eine Photovoltaik-Anlage installiert werden.

Verbandsarbeit

Der Vorstand des Verbands der evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland wurde ebenfalls im Herbst 2023 gewählt und setzt sich zum großen Teil aus neuen Mitgliedern zusammen. Kommunikation und Arbeitsstruktur mussten neu verabredet werden. Dazu tagte der Verbandsvorstand in Augsburg und stellt die Weichen für eine intensive und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Auch die neue Amtsperiode wird begleitet von Fragen zur Vereinbarkeit von Ämtern im Verband und dem politischen Engagement, z. B. in der AfD. Dazu wurde eine erste Stellungnahme verfasst, die nicht unumstritten war.

Der Umzug der Geschäftsstelle von Kassel nach Dresden und die Neubesetzung der Sekretariatsstelle rief viel Diskussionsbedarf hervor. Glücklicherweise ist mit Barbara Köhler eine hervorragende Besetzung geglückt, die vom Verbandsvorstand als sehr hilfreich bewertet wird. Der Ortswechsel kommt vor allem dem neuen Vorsitzenden Eckehard Möller zu Gute.
Immer wieder tauchten Fragen zum öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis von Pfarrerinnen und Pfarrern unserer Landeskirchen auf. Vor allem, da sich Kirchenleitungen in unterschiedlicher Intensität davon lossagen wollen. Allen voran unsere Landeskirche. Wir haben als Kolleg:innen diesen Umstand mit Sorge und auch Irritation wahrgenommen, da uns die Informationen dazu häufig aus der Presse erreichten – nicht etwa im Gespräch mit den Verantwortlichen unserer Kirchenleitung. Eine Arbeitsgruppe hat dazu ein Informationspapier

mit Thesen und weiterführenden Hintergrundinformationen verfasst, und es flächendeckend allen Pfarrvertretungen zur Verfügung gestellt. Standpunkt: Die öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnisse sind auf jeden Fall zu verteidigen und Kolleg:innen dahingehend zu beraten. Dieses Dienstverhältnis ist aktuell geltendes Recht in der EKD! Lediglich wer freiwillig verzichtet, kann angestellt werden.

Das Magazin und In Memoriam

Nach zwei Jahren Schriftführung unter dem gemeinsam gewählten Schriftführer, jetzt Chefredakteur, Wolfgang H. Weinrich und dem Redaktionsteam, hat sich das neue Format als „Das Magazin" etabliert. Nach anfänglichen Widerständen gegen das nun farbige Heft und die große Vielfalt der Artikel, gibt es mittlerweile viel Lob und auch Interesse von Menschen, die nicht zum „inner Circle" gehören. Gemeindemitglieder und Menschen aus anderen Berufsfeldern nehmen „Das Magazin" mit Erstaunen wahr und sind erfreut über Verständlichkeit und gute Lesbarkeit.

Die Erstellung der Gedenkschrift „In Memoriam" gestaltet sich schwierig, da es pandemiebedingt einen Bearbeitungsstillstand und damit -stau gegeben hat. Eine Mitarbeiterin aus dem Landeskirchenamt verfasst die nächsten Ausgaben. Neu wird sein, dass zukünftig immer nur ein Jahrgang verlegt wird. Außerdem sollen Druckbild und Layout verändert, und damit besser lesbar werden. Ab der nächsten Ausgabe soll es „In Memoriam" auch digital geben. Printausgaben werden dann auf Bestellung gedruckt und verschickt.

Statistik

Im Oktober 2024 hatte der Verein 1.112 Mitglieder; sieben Personen waren ausgetreten, 15 eingetreten, es gab einen Wiedereintritt, zehn Kolleg:innen sind verstorben.

Insgesamt wurden 138.350 Euro an Beihilfen bewilligt. Der demographische Wandel wird bei der Verteilung spürbar: Neun Beihilfen zum Dienstantritt standen 37 Beihilfen zum Ruhestand gegenüber. Im Einzelnen können die Beihilfen auf unserer Homepage eingesehen werden.

Ausblick auf 2025

Was den Vorstand weiter beschäftigen wird, sind vor allem die nicht besetzten Stellen für Vertrauensleute in den Kirchenkreisen. Wie kann dieses Ehrenamt attraktiv gestaltet werden? Was brauchen die Kolleg:innen an Ressourcen, um diese Arbeit mit Freude ausfüllen zu können – und was ist definitiv zu viel?

Die Vereinssatzung muss aktualisiert werden. Das betrifft vor allem die Möglichkeit von digitalen Sitzungen und Abstimmungen im Umlaufverfahren.

Der lang gehegte Wunsch nach einem E-Mail-Verteiler aller Mitglieder soll im Jahr 2025 umgesetzt werden. Die Kommunikation mit den Mitgliedern muss einfacher und leichter gestaltet werden. Ein Newsletter analog zur EKHN scheint zu aufwändig, denn auch hier ist eine Redaktion nötig.

Die Geschäftsstelle zieht in ein neues, größeres Büro im Martin-Bucer-Haus, so dass unsere Sekretärin Silke Manz endlich angemessene Arbeitsbedingungen erhält.

Geplant sind Mieterversammlungen in Kassel und bei Bedarf auch in Marburg, um das Miteinander in den Miethäusern zu stärken.

Der Termin für die nächste Gesamtausschuss-Sitzung ist der 6. November 2025, von 10–13 Uhr, in den Räumen der VRK, Holländische Straße 108–112, in Kassel.

Zeitraum: 09/2023–10/2024

Tag der Begegnung

Pfarrerinnen und Pfarrer der EKHN und EKKW im Ruhestand und ihre Partner:innen

Mittwoch 15. Oktober 2025

Missionshaus der Pallottiner, Wiesbadener Str. 1, Limburg

„Der alte Mensch in der (christlichen) Kunst“

Foto: www.pallottiner.org

Teilnahmebeitrag: 30,- € p. P. (Betrag wird vor Ort gezahlt)
Darin enthalten sind: Kaffee, Tee, Kuchen, Mittagessen, nichtalkoholische Getränke, Führung, alle übrigen Kosten.

Mit Dr. Markus Zink
Referent für Kunst und Kirche (Zentrum Verkündigung der EKHN)

Ab 9 Uhr	Anreise
9.30 Uhr	Andacht in der Pallottinerkirche Grußworte
10.30 Uhr	Referat mit Bildpräsentation Gespräche in Tischgruppen
12.30 Uhr	Mittagessen
14.30 Uhr	Führungen (25er Gruppen) jeweils ca. 1 ½ Stunde a) Rundgang Altstadt b) Führung Dom c) Führung Diözesanmuseum
ca. 16 Uhr	Ende

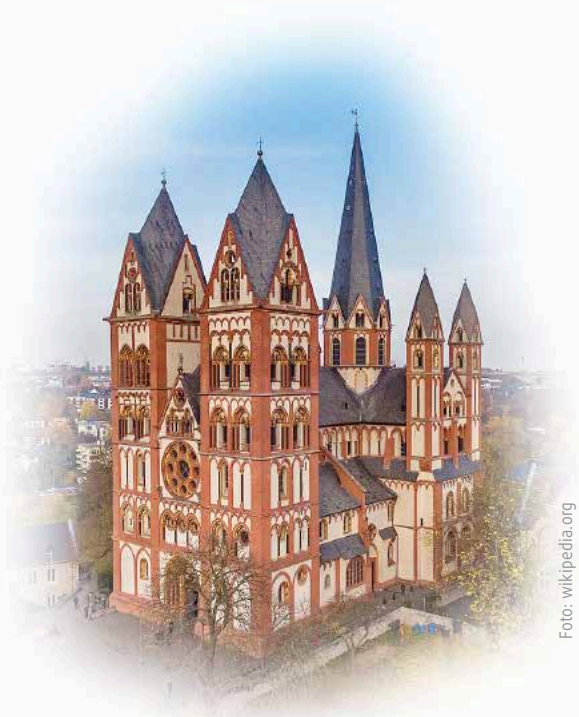


Foto: wikipedia.org

Anmeldung bis 01.10.2025:
Dr. Ernst L. Fellechner
Benjamin-Franklin-Str. 23, 55122 Mainz
Telefon 06131/487 83 57
e-mail: dr.e.fellechner@kabelmail.de
Bitte geben Sie an, welche Führung Sie bevorzugen!

Anreise mit dem PKW: Parkmöglichkeiten im Hof
Anreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln: Bahnhof Limburg, Fußweg ca. 800 m

Wir laden Sie herzlich ein und freuen uns auf einen frohen, anregenden Tag mit Ihnen.

Pfr. i. R. Dr. Ernst L. Fellechner
Pfarrer Werner Böck, 1. Vorsitzender
Pfarrerin Bettina von Haugwitz, 1. Vorsitzende

Liturgie als Raum der Befreiung

Leitfaden „Sensitivity Reading“

Der Landesverband Evangelische Frauen in Hessen und Nassau hat mit dem diesjährigen Materialheft zum 2. Advent auch den Entstehungsprozess der Materialien überarbeitet. Gemeinsam mit der Autorin Sarah Vecera, Expertin für Rassismus und Kirche sowie Preisträgerin des Katharina-Zell-Preises 2025, wurden die entscheidenden Schritte gemacht und zum ersten Mal mit einem ehrenamtlichen Team aus Sensitivity Reader:innen gearbeitet: Sie haben das Heft auf antisemitische, queerfeindliche und abelistische Formulierungen und Gedanken hin überprüft.

Auszug aus dem Leitfaden:

Sprache & Formulierungen

- Wird eine inklusive und gendergerechte Sprache verwendet?
- Sind Begriffe frei von rassistischen, antisemitischen, queerfeindlichen oder ableistischen Konnotationen?
- Werden problematische Redewendungen vermieden (z. B. „blind für die Wahrheit“, „die Juden waren ungehorsam“, „der Sünder muss sich beugen“)?
- Prüfen: gendergerechte Formulierungen, keine abwertenden Gruppenbezeichnungen, keine stereotypen Zuschreibungen.

Theologie & Aussagekraft

- Welche Theologie des Heils, der Schuld, der Umkehr und Erlösung wird vermittelt?
- Wird die Gnade Gottes an Bedingungen geknüpft?
- Wird das Judentum als eigenständige lebendige Religion respektiert?
- Wird Behinderung, sexuelle oder geschlechtliche Identität als Defizit dargestellt, das überwunden werden muss?
- Prüfen: kein Supersessionismus, Theologie der Inklusion, kein Ausschluss queerer oder behinderter Lebensrealitäten.

Schlussfragen zur Reflexion

- Wer fühlt sich eingeladen, wer nicht?
- Welche Bilder von Gott, Mensch, Welt werden (unbewusst) reproduziert?
- Ist diese Liturgie ein Raum der Befreiung – oder eher der Normierung?

Den Leitfaden, Materialien zum Gottesdienst sowie Bestellmöglichkeiten für das Gottesdienstheft gibt es unter **www.evangelischefrauen.de/frauenarbeit/#advent**. Das Materialheft wird im September 2025 veröffentlicht. Dieser Gottesdienst – inspiriert von der feministischen Theologie Schwarzer US-Amerikanerinnen – versteht die Adventsbotschaft als eine Botschaft der Befreiung und bietet so die Chance, in den Gemeinden vor Ort über das Überwinden von Ausgrenzung und Diskriminierung ins Gespräch zu kommen. Weil Strukturwandel an der Basis beginnt.

EVANGELISCHE FRAUEN
IN HESSEN UND NASSAU E.V.

Impressum

Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen
wird herausgegeben vom Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau e.V., Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. 069 471820, info@pfarrverein-ekhn.de, www.pfarrverein-ekhn.de und dem Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. 0561 9307178, sekretariat.pfarrverein@ekkw.de, www.ekkw.de/pfarrverein

Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen erscheint zweimonatlich und ist für Mitglieder kostenlos.

Redaktion: Dierk Glitzenhirn / Leroy Pfannkuchen / N.N. / Svenja Prust / Sabine Gaßmann (Assistenz) / Wolfgang H. Weinrich (verantwortlich)

Redaktionsadresse: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Telefon 069 471820, redaktion@pfarrverein-ekhn.de

Layout/Satz: Markus Jöckel · pear-design.net
Druck: Lautertal-Druck Franz Bönsel GmbH
Auflage 3.300 Exemplare, ISSN – 0941 – 5475

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Redaktion behält sich vor, Beiträge, Leser:innen-Briefe etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor:innen wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen wird keine Gewährleistung oder Haftung übernommen. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Titelfoto: „Und die Bösen werden von Engeln erschossen“, Christian Ristau, www.cristau.de

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 22.08.2025

pfarrverein-ekhn.de

ekkw.de/pfarrverein

Tag für Pfarrer:innen
am 3. September 2025
mit Professor Dr. Harald Lesch
... ist leider schon ausgebucht.